

Buchner gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

TIMOTHEUS UND PHILEMON.

Gesammelte
Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Zehntes Bändchen.

Zweite unveränderte Auflage.

Augsburg,
J. Wolffische Verlags-Buchhandlung.
1860.

Timotheus und Philemon.

Erstes Kapitel.

Vater und Mutter.

Die alten Zeiten sind für uns reich an merkwürdigen und belehrenden Begebenheiten. Unter diese gehört vorzüglich der große Kampf, den die Christenheit mit den Türken bestanden hat.

Es war eine Zeit, da die Türken sehr mächtig und den Christen sehr furchtbare Feinde waren. Sie haben sogar die größte und herrlichste Stadt nach dem alten Rom, den Sitz der christlichen Kaiser, Konstantinopel, erobert. Die prächtige Sophienkirche, die, so wie die Stadt, der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, erbaut hatte, wurde von ihnen zu einem türkischen Tempel, oder wie sie ihre Kirchen und Tempel nennen, zu einer Moschee gemacht. Sie haben viele Länder erobert, viele Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht.

Unter diesen Völkern hatte auch die edle ungarische Nation sehr vieles von ihnen zu leiden. Die tapfern Ungarn überwanden zwar die Türken in vielen Schlachten; aber oft mußten sie auch der Uebermacht unterliegen.

Es ist betrübend, ja schauerlich, diese blutigen Blätter der Geschichte zu durchlesen; wir können in dem furchtbaren Getümmel der Schlachten und in den Verheerungen des Krieges uns nicht zurecht finden, nicht absehen, wozu Gott solche schwere Leiden über ganze Völker verhänge? Allein unter den vielen traurigen Welt-Begebenheiten kommen doch einzelne Ereignisse vor, aus denen Gottes weise Vorsicht, seine Huld und Liebe recht freundlich hervorleuchtet. Aus diesen kleinen Theilen der Geschichte können wir abnehmen, daß auch das große Ganze unter Gottes Leitung stehe, und von Ihm zu einem weisen, menschenfreundlichen Zweck geleitet werde.

In den ungarischen Landen wurde das Evangelium schon in den ältesten Zeiten verkündet. Der erste christliche König Ungarns aber, Stephan der Heilige, hat durch seine frommen Bemühungen das Christenthum in Ungarn allgemein eingeführt; er hat unzählige Kirchen erbauen lassen, Priester und Lehrer dabei angestellt, und sich so den ehrenvollen Namen eines Apostels der Ungarn erworben.

Auch unter den fernern ungarischen Königen fanden sich Männer, die, so wie ihre ganze Familie, vom Geiste des Christenthums durchdrungen waren. Ein Beweis davon ist die königliche Prinzessin, die mit einem deutschen Fürsten, dem Landgrafen von Thüringen, vermählt wurde, und die

unter dem Namen der heiligen Elisabeth in ganz Deutschland verehrt wird. Durch sie wurden nicht nur beide Fürstenhäuser, sondern auch Ungarn und Deutschland näher mit einander verwandt.

In spätern Zeiten, da die tapfern Ungarn Thron und Altar gegen die damals furchtbarsten Christenfeinde, gegen die Türken, und ihre ungerechte Eroberungswuth zu vertheidigen hatten, waren nicht nur fürstliche, sondern auch bürgerliche Familien sehr christlich gesinnt, und reich an Frömmigkeit und jeder Tugend.

Zu den edelsten Bürgern gehörte der Kaufmann Luzius, der wegen seines großen Reichthums, noch mehr aber wegen seiner Gottesfurcht und Rechtschaffenheit in hohem Ansehen stand. Seine Mitbürger nannten ihn, je nachdem sie Tugend oder Reichthum höher schätzten, nur den guten oder den reichen Luzius. Seine Ehefrau Hedwig wurde wegen ihrer ausnehmenden Schönheit, noch mehr aber wegen ihrer Tugend und Wohlthätigkeit bewundert. Beide lebten in der glücklichsten Ehe.

Sie hatten nur zwei Kinder, zwei holde, liebenswürdige Knäblein, die Zwillinge waren. Beide Brüderchen zeigten gleichtreffliche Geistesgaben, und glichen sich auch an heiterer, freundlicher Gemüthsart. Sie sahen mit ihren röthlichen Wangen, ihren lockigen gelben Haaren, ihren hellen blauen Augen einander so ähnlich, daß man sie nicht auseinander

kannte, zumal Beide ganz gleich gekleidet waren. Selbst die Aeltern hätten manchmal einen für den andern gehalten, wenn nicht jeder sich seinen Namen wohl gemerkt hätte. Der eine hieß Philemon, der andere Timotheus.

Den Namen Philemon hatte der Vater gewählt, weil es ihn freute, daß der große Weltapostel Paulus auch an einen einzelnen Bürger, Namens Philemon, den er seinen Bruder und Mitarbeiter nannte, einen sehr schönen Brief geschrieben hat; die Mutter wählte den Taufnamen Timotheus, weil Timotheus, welchen Paulus schon als einen Jüngling zum Bischofe erhob, von seiner Mutter und Großmutter im ungeheuchelten Glauben erzogen — und von Kindheit an in der heiligen Schrift unterrichtet worden. Sie nahm sich vor, bei Erziehung ihrer Kinder dem Beispiele dieser heiligen Frauen zu folgen.

Beide Aeltern bekannten sich nicht bloß mit dem Munde, sondern von ganzem Herzen zur christlichen Religion; die Erkenntniß Jesu Christi ging ihnen über alle ihre Reichthümer. Sie waren beide bemüht, auch ihre zwei Knäblein von ihrem zartesten Alter an, Gott und Jesus Christus kennen zu lehren, und sie wahrhaft fromm und christlich zu erziehen. Der Vater hatte zwar wenig Zeit dazu; seine Handelsgeschäfte gaben ihm zu viel zu thun. Die Mutter aber hatte die Knaben beständig um sich. Während sie bei ihrer Arbeit saß, und nähte oder stickte,

standen Beide neben ihren Knien, und sie erzählte ihnen mit der ganzen Zärtlichkeit und Freundlichkeit einer frommen, liebevollen Mutter, was uns die heilige Schrift von der Liebe Gottes und Jesu Christi zu den Menschen erzählt. Beide Knaben verwandten dann kein Auge von ihr, und gar oft flossen ihnen die hellen Thränen über die Wangen.

Als die zwei Knaben etwa sechs Jahre alt waren, wurde die gute Mutter gefährlich krank. Der Vater war fast immer an ihrem Krankenbette; die zwei Knäblein aber standen beständig zu beiden Seiten des Bettes, und es war ihnen leid, wenn man sie auch nur zum Essen rief.

Als sie einst bei Tische saßen, hörten sie, daß eine Magd leise zur andern sagte: „Ach, es ist keine Hoffnung mehr! die gute Frau stirbt gewiß.“ Da erschracken Beide, daß sie erblaßten.

Sie eilten sogleich zur Mutter, traten mit aufgehobenen Händen und herabfließenden Thränen an das Krankenbett, und sprachen in ihrer kindlichen Einfalt: „Ach, liebste Mutter, wir bitten dich, stirb doch nicht, o verlaß uns nicht! Die Leute sagen, du wollest sterben.“

Die Mutter sagte, auch zu Thränen gerührt: „Ja, meine lieben Kinder, ich fühle wohl, daß ich von diesem Krankenbette nicht mehr aufkommen werde, so gerne ich auch noch länger bei euch bleiben möchte. Der liebe Gott will es aber so, daß

ich euch verlasse, und was Er will, ist immer das Beste. Er will mich nun zu sich in den Himmel nehmen. O, dort ist es viel schöner und besser, als hier auf Erden. Dort ist keine Krankheit und kein Tod mehr; dort weiß man nichts von Betrübniß und Traurigkeit; dort ist lauter Freude und Seligkeit. Wenn ihr fromm lebt, so kommt ihr einst auch dorthin!"

Die Mutter gab, während ihrer Krankheit, ihnen noch viele gute Lehren. Eines Abends, da Vater und Kinder an ihrem Bette standen, wurde sie auf einmal todtenbleich. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, und sprach unbeschreiblich heiter und fröhlich: „Nun, o Herr, rufst Du mich!" Sie bot ihrem tiefbetrübten Ehegatten die Hand zum Abschiede; sie streckte beide Arme aus, und legte einem jeden der weinenden Knaben eine Hand auf das Haupt und segnete sie. „Was ich euch Gutes lehren konnte," sprach sie mit schwacher Stimme, „das hab' ich euch treulich und redlich gesagt. Thut es nun! Die Liebe Gottes und Jesu Christi sey und bleibe in euren Herzen! Willigt nie, o nie in die kleinste Sünde! Im Himmel sehen wir uns wieder!" Sie machte noch das Zeichen des Kreuzes über ihre Kinder, die niedergekniet waren; sie athmete noch einige Male, ihre Augen brachen, sie verschied — sanft und selig.

Der Vater führte die beiden Knäblein noch ein-

mal zur Leiche der verblichenen Mutter, bevor man sie aus dem Sterbebette in den Sarg legte. Er wiederholte ihnen die Ermahnungen der Seligen; er forderte sie auf, ihr noch einmal zu versprechen, als wahre Christen zu leben und zu sterben. Sie versprachen es unter heißen Thränen; auch dem Vater standen die hellen Thränen in den Augen. Unbeschreiblich betrübt und in Trauerkleider gehüllt, begleitete er die geliebte Leiche zu Grabe. Die zwei Knäblein gingen weinend und schluchzend vor ihm her. Unzählige Menschen waren bei der Beerdigung zugegen. Kein Auge blieb trocken. Am heftigsten weinten die Armen, die an der frommen, christlichen Frau eine Mutter verloren hatten. Das meiste Mitleid aber hatten Arme und Reiche mit den zwei lieblichen Knäblein, die in ihren schwarzen Kleidern, mit ihren blassen Gesichtern und rothgeweinten Augen, zitternd und bebend, noch einmal in das Grab hinabblickten. „Es ist doch unbegreiflich," sagte mancher Vater, manche Mutter, „wie Gott diesen Kindern eine so gute Mutter nehmen konnte!"

Der Geistliche, der am Grabe stand und die Leiche einsegnete, vernahm diese Worte, faßte sie auf, und sprach zur versammelten Menge: „Die Reden, die ich aus eurem Munde hörte, erinnern mich an die Worte der heiligen Schrift: „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen; Du aber, o Herr, nimmst mich auf." Das sind

Trostworte für alle Waisen; so sollen alle Waisen sagen. Diesen weinenden Kindern hier ward ihre gute Mutter entrissen; allein sollte ihnen auch ihr Vater, oder sollten sie ihrem Vater entrissen werden — in den Worten: „Du, o Herr, nimmst die Waisen auf!" läge Trost für sie."

Er erinnerte daran, wie Joseph, der Sohn Jakobs, als ein Kind zuerst seine Mutter verlor, und dann seinem Vater geraubt wurde; wie aber Gott sich des Jünglings angenommen, und ihm und seinem Vater große Freude bereitet hatte. Dies sprach der Geistliche vielleicht aus Gottes Eingebung im prophetischen Geiste. Er führte es weiter aus, und beschloß seine Rede mit den Worten Davids: „Ich bin jung gewesen und alt geworden; ich habe aber nie den Gerechten verlassen gesehen, oder seine Kinder nach Brod gehen."

Zweites Kapitel.

Die geraubten Kinder.

Nach dem Tode der Mutter war der Aufenthalt in der Stadt für den Vater und seine zwei kleinen Söhne sehr traurig. Er hatte eine Meile von der Stadt, nächst einem großen Dorfe, ein sehr

schönes Landhaus. Hieher begab er sich jetzt. Hier hoffte er sich auch ungestörter der Erziehung seiner Kinder widmen zu können. Er hatte sie immer bei sich, nicht nur bei Tische und Spaziergängen, sondern auch, wenn er in seinem Arbeitszimmer am Schreibtische saß, durften sie da auswendig lernen, schreiben oder auch spielen. Er brachte, ungeachtet aller seiner Geschäfte, an jedem Tage doch wenigstens eine oder die andere Stunde heraus, sie zu unterrichten. Er war in diesem ihrem zarten Alter hier auf dem Lande ihr einziger Lehrer. Er betete mit ihnen jeden Morgen und Abend; er besuchte mit ihnen an jedem Sonntage und allen Festtagen die Kirche, und wohnte mit ihnen dem Gottesdienste bei; er las zu Hause mit ihnen jedesmal das Evangelium, das auf den Tag traf, und sprach mit ihnen darüber. Er machte sie, wenn er mit ihnen in den Garten oder auf das Feld hinaus ging, auf die Schönheit der Werke Gottes aufmerksam.

Die zwei liebenswürdigen Knaben waren jetzt, nach dem Tode ihrer Mutter, seine einzige Freude. Sie liebten ihn auch von ganzer Seele, und befolgten alle seine Winke. Die schönen Hoffnungen, die ihm in den holden Knaben aufblühten, milderten seinen Schmerz über den unersetzlichen Verlust der unvergeßlichen Mutter. Allein bald kam über den edlen Mann ein neues, noch größeres Leiden.

Er mußte wöchentlich ein paarmal in Handelsgeschäften in die Stadt reisen; besonders war dies an den Börsetagen unumgänglich nothwendig. Eines Tages mußte er sich wieder dahin begeben, weil er da mit mehreren Kaufleuten ein wichtiges Geschäft abzumachen hatte. Er nahm von den beiden Knaben zärtlich Abschied, empfahl sie der treuen Obsorge der Wärterin, die sie hatte erziehen helfen, einer bereits betagten, sehr frommen Person, und versprach gegen Abend bei Zeiten wiederzukommen. Die Knaben begleiteten ihn vor das Haus. Er küßte sie noch einmal, schwang sich dann auf das Pferd, und sprengte davon.

Vor dem schönen Landhause befand sich ein großer grüner Platz; in der Mitte desselben standen einige schattige Bäume, und rings umher war er mit Blumenbeeten und blühenden Gesträuchen umgeben; ein breiter, mit reinlichem Kiese beschütteter Weg, sehr bequem zum Gehen und Fahren, zog sich um den länglichrunden Rasenplatz. Hier hatten die Knaben ihren Spielplatz; sie sprangen auf dem schönen grünen Rasen öfters in die Wette, spielten Ball, oder trieben auf dem kiesigen Wege den Reifen. Sie betrachteten jeden Morgen die neu ausgeschlagenen Blumen; sie rührten sie aber nie an, wiewohl ihnen nur verboten war, sie nicht abzubrechen. Sie horchten mit Freuden auf den fröhlichen Gesang der Vögel, die auf den Bäumen nisteten.

Als die zwei Knaben heute wieder Hand in Hand bei den Blumenbeeten herumgingen, sahen sie bei einem blühenden Rosenstock, nicht weit von einem Feigenbaume, einen umgestürzten Blumentopf, aus dessen Rande ein Stückchen herausgebrochen war. „Der Blumentopf gehört doch gar nicht hieher," sagte Timotheus; „der Gärtner sollte dergleichen zerbrochene Geschirre besser aufräumen." Philemon nahm den Topf hinweg, um ihn anderswohin zu bringen. Aber wie erstaunten beide Knaben, als sie hier ein Vogelnestchen erblickten! Die fünf jungen Vögelchen zwitscherten laut, und sperrten die kleinen gelben Schnäbelchen auf. „Das ist ein Rothkehlchennest," sagte Timotheus; „sieh, dort fliegt das alte Rothkehlchen ängstlich umher; es meint, wir wollen ihm seine Jungen nehmen."

„Nein, nein, du liebes Vögelein," sprach Philemon, „wir wollen deinen zarten Jungen nichts zu leid thun!" Er stürzte den Topf wieder über das Nestchen, und beide Knaben entfernten sich mehrere Schritte weit, um zu sehen, ob das alte Rothkehlchen wieder zu seinen Jungen kommen werde. Es kam bald wieder, hatte eine Fliege im Schnabel, sie ihnen zu bringen, und schlüpfte damit durch die kleine Oeffnung unter den Blumentopf. Darüber freuten beide Knaben sich sehr, und Timotheus sprach: „Es ist ganz so, wie der Vater uns gesagt hat. Dieses Vögelein nistet in

niedern Gesträuchen, oder auch in kleinen Erdhöhlen. In diesem Blumentopfe fand es eine noch viel bequemere Stätte zu seinem Nestchen. O, wie wird der Vater sich freuen, wenn wir ihm das Nestchen mit den fünf jungen Gelbschnäbelchen zeigen!"

Da kam ein wohlgekleideter Mann herbei, der vor einiger Zeit öfter in Geschäften zu ihrem Vater gekommen war, und ihnen allemal ein kleines Geschenk von Spielsachen für Kinder mitgebracht hatte. Die Knaben begrüßten ihn freundlich, und erzählten ihm sogleich von dem glücklichen Fund, den sie eben gemacht hatten Sie wollten ihm das Nestchen zeigen. „Ah, das Rothkehlchennest dort?" sprach er. „Das kenn' ich schon; das heißt nicht viel. Ich will euch ein anderes Vogelnest zeigen, über das ihr erstaunen werdet. Es sind zehn Junge darin: die Alten, die sich immer bei dem Neste aufhalten, sind ohne Vergleich schöner, als ein Rothkehlchen. Sie funkeln wie lauter Gold und Edelsteine. Und singen können sie — so schön, daß eine Nachtigall nichts dagegen ist. Ihr habt dergleichen noch nichts gesehen und gehört. Dort in dem Gebüsche hinter eurem Hause befindet sich das Nest. Kommt einmal mit mir! Ich will es euch zeigen.

Die Knaben gingen voll Freude mit ihm. Das Gebüsch war nur einige hundert Schritte von dem Hause entfernt. Als sie dort ankamen, erblickten

sie einen andern Mann mit zwei Pferden. Jeder der zwei Männer ergriff eilig einen Knaben und schwang sich mit ihm auf ein Pferd. Die Knaben wollten um Hülfe rufen. Allein die Männer verstopften ihnen mit einem Tuche den Mund, schlugen ihre Mäntel um sie, sie zu verbergen, und ritten im Galoppe davon.

Gegen Abend näherte der Vater sich seinem Hause. Es wunderte ihn, daß ihm die Knaben nicht entgegen kamen; denn sonst waren sie ihm allemal mit Freudengeschrei entgegen gesprungen. Niemand war da, ihm das Pferd zu halten. Er stieg ab, und ging in das Haus. Alle seine Leute waren in der untern Stube versammelt. Alle waren voll Jammer und Betrübniß, und erschracken über seinen Anblick. „Was ist's, was gibts!" fragte er bestürzt. „Ach Gott," rief die Wärterin, „die Kinder sind nicht mehr da, und kein Mensch weiß, wo sie hingekommen sind. Wir haben in allen Häusern des Dorfes uns nach ihnen erkundigt; wir haben eine Menge Leute nach ihnen ausgeschickt, sie überall, in dem Walde und am See, zu suchen; allein vergebens!" „Sie sind doch wenigstens nicht ertrunken!" sagte der Verwalter. „An den See, wo sie zuweilen, von dem liebevollen Vater begleitet, kleine Muschelschalen und farbige Kieselsteinchen sammelten, sind sie nicht gerathen. Allein in dem nahen Walde, fand der Förster einen der kleinen

Schuhe und eine Mütze von ihnen, die dort auf dem Tische liegen; auch bemerkte er auf dem weichen Boden die Spur von zwei Pferden bis an die Landstraße. Dort waren die Fußstapfen der zwei Pferde aber von den vielen andern Spuren der Pferdehufe nicht mehr zu unterscheiden!"

Der Vater stand todtenbleich in der Mitte seiner jammernden Leute. Er erhob Augen und Hände zum Himmel und rief: „O Du guter Gott! Ich wollte lieber, sie wären ertrunken! Dann wären sie jetzt bei Dir im Himmel schöne Engel! Aber geraubt! — ach das ist schrecklich! In welche Gefahr können sie kommen, selbst böse Menschen zu werden! — Doch, wo sie auch hinkommen mögen, überall sind sie, o Gott, in Deiner Hand!" Er sank auf die Knie nieder, und rief mit festgefalteten Händen: „O Gott, beschütze Du sie! Bewahre sie nur vor Sünde!" Er betete noch lange stille, stand dann stillschweigend auf, und ging ohne seinen Leuten einen Vorwurf zu machen in sein Zimmer.

Drittes Kapitel.

Der Sklavenhändler.

Der Mann, der die zwei Knaben geraubt hatte, war ein arger Bösewicht. Er hatte früherhin versucht, mit dem reichen Kaufmanne Luzius Handelsgeschäfte zu machen. Dieser merkte aber bald, der feine, geschmeidige Mensch wolle ihn nur betrügen. „Geh!“ sagte Luzius unwillig; „ich will mit dir weiter nichts zu thun haben!“ Der Betrüger wendete sich hierauf an einen andern Kaufmann in der Stadt, und betrog ihn um eine große Summe Geldes. Der Betrogene klagte seinen Verlust dem edlen Luzius, bei dem alle Nothleidende und Bedrängte immer sichere Zuflucht und Hülfe fanden. Luzius nahm sich des Betrogenen an. Der Betrüger wurde eingezogen und lag, während die Sache untersucht wurde, einige Monate im Gefängnisse. Endlich wurde er verurtheilt. Er mußte das Geld zurückbezahlen und überdies noch eine bedeutende Geldstrafe erlegen.

Dieser Mann hatte die Kinder geraubt, die nichts davon wußten, was für ein gefährlicher Mensch er sey. Man hatte ihn in der Gegend gesehen. Ein Nachbar versicherte, er habe einen solchen Mann, wie man denselben beschrieb, um das Landhaus umherschleichen sehen; allein es sey ihm

nicht eingefallen, der Kerl habe eine so schreckliche That vor. Luzius zweifelte nicht mehr, wer der Thäter sey. Er ließ, um Nachrichten von seinen Kindern zu erhalten, ihm überall nachforschen. Er setzte einen Preis von hundert Goldstücken auf dessen Kopf. Allein alle Nachforschungen waren vergebens. Der verruchte Räuber ließ sich nirgends mehr in dem Lande blicken.

Als der böse Mensch den Urtheilsspruch über sein früheres Verbrechen vernommen hatte, und aus dem Gefängnisse entlassen war, glühte er von Rache gegen Luzius, und sann nur darauf, sich an ihm zu rächen. Er wußte, daß er dem Vater kein größeres Leid zufügen könne, als wenn er ihm die geliebten zwei Kinder raube. Er würde sie ermordet haben, wenn ihm nicht eingefallen wäre, sie einem Sklavenhändler zu verkaufen.

„Je nun, umbringen will ich sie nicht!" hatte er zu seinem Räubergenossen gesagt, der wegen ähnlicher Bubenstücke, ein Jahr später, in Untersuchung gekommen war. „Es sind hübsche Kinderlein. Daß sie einander so gleichen, wie ein Ei dem andern ist eine große Seltenheit. Ich will sie verschachern; ich erlöse aus ihnen gewiß ein schönes Stück Geld."

Er flüchtete sich mit den Kindern über die nahe Gränze der Türkei, in die nächste Gränzstadt. In der Türkei befindet sich, in jedem bedeutenden Orte an der Landstraße, ein großes Haus, in dem Rei-

sende aufgenommen, und drei Tage unentgeltlich mit den nöthigsten Lebensmitteln versehen werden. Ein solches Haus befand sich auch hier. Ein unternehmender Mann hatte jedoch darin, weil von Zeit zu Zeit mehrere reiche türkische Kaufleute dahin kamen, einige Zimmer eingerichtet, wo sie für Geld bequemer wohnen konnten und besser bedient wurden. In dieses Haus begab sich der Mann mit den zwei Kindern, hielt sich in der allgemeinen Stube auf, wo er umsonst zehren konnte, ging aber alle Tage in die bessern Zimmer, und forschte nach, welche reiche Kaufleute dort ankämen. Endlich traf er einen Türken, Namens Selim, der mit allerlei schönen Tüchern, seidenen Stoffen und prächtigen Teppichen handelte, sich jedoch auch mit dem Sklavenhandel abgab, welchen man in der Türkei nicht für strafbar, sondern für erlaubt hält.

Er stellte die zwei Knaben dem Türken vor, und bot sie ihm zum Kaufe an. Der Türke sagte: „Das sind wohl zwei recht liebliche Kinder. Sie gefallen mir. Allein was soll ich mit ihnen anfangen? Ich müßte sie lange füttern, bis sie nur einige kleine Sklavendienste leisten könnten.“ Da aber die zwei Knäblein, die wohl begriffen, daß man sie als Sklaven verkaufen wolle, zitternd und bebend vor ihm standen, und gar so schmerzlich weinten, so kaufte er sie, mehr aus Mitleid, als um etwas an ihnen zu gewinnen. „Sie mögen es bei mir

leicht besser haben, als bei einem Andern!" sagte er. Er bezahlte den Verkäufer, der mit dem Kaufe so ziemlich zufrieden war, und nahm die Knaben mit sich nach Hause, in einen ansehnlichen Flecken, in dem er wohnte.

Sein etwas grämliches Weib schien mit dem Handel eben nicht mißvergnügt; seine Kinder aber hatten an den kleinen Gästen große Freude. Der Türke Selim gestattete seinen Kindern, mit diesen Christenkindern umzugehen, ließ sie mit ihnen essen, hieß sie mit denselben spielen, und wies ihnen gemeinschaftlich im Hause allerlei kleine Geschäfte an. Er gedachte sie so lange zu behalten, bis sie ein wenig größer und stärker geworden und auch von der türkischen Sprache im Umgange mit seinen Kindern das Nöthigste gelernt hätten.

Es wäre ihnen hier ziemlich wohlgegangen, wenn das Heimweh und die Sehnsucht nach dem väterlichen Hause nicht gewesen wäre. Das Schmerzlichste aber war ihnen, daß sie mit den Kindern des Türken nicht von Christus reden durften, ja daß ihnen streng und bei harter Strafe verboten war, seinen Namen auch nur zu nennen.

Viertes Kapitel.

Der fromme Gärtner.

In dem Flecken lebte ein reicher Türke, Namens Ibrahim, der einen großen, prächtigen Garten hatte. Er hielt sich einen eigenen, sehr kunstreichen Gärtner, der ihn trefflich bestellte. Es wurde ein solcher Ueberfluß von Gemüse und Obst darin gebaut, daß man nicht nur das Haus reichlich damit versehen, sondern noch davon verkaufen konnte.

Eines Tages wurden beide Knaben in den Garten des reichen Türken geschickt, um in einem großen Korbe mit zwei Handhaben Gemüse zu holen. Der Gärtner, ein bereits bejahrter Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen, war auch ein christlicher Sklave. Er hatte eben ein großes Gartenbeet umgegraben, und sich nun in den Schatten eines Baumes in das Gras gesetzt, um auszuruhen. Er las in einem Buche, neben ihm lag die Schaufel, ein großes Stück Gerstenbrod nebst ein wenig Ziegenkäs auf einem irdenen Teller, neben dem ein Wasserkrug stand. Als beide Knaben, jeder den Korb an einer Handhabe haltend, vor ihn traten, betrachtete er sie mit Wehmuth. Ihr liebliches, sich ganz gleichendes Aussehen, und die zierliche ungarische Kleidung, die sie noch aus dem väterlichen Hause hatten, fielen ihm auf. Er grüßte sie sehr freund-

lich in ungarischer Sprache, und sagte ihnen, daß er ihr Landsmann sey. Beide hatten eine unbeschreibliche Freude, ihre Muttersprache wieder zu hören. Der Mann war ihnen nun nicht mehr fremd; sie fühlten das größte Zutrauen zu ihm. Er fragte, wie sie als so zarte Kinder vornehmer Aeltern in die Sklaverei gerathen seyen? Sie erzählten ihm ihre Geschichte, und beide fingen an schmerzlich zu weinen, als sie den Namen ihres geliebten Vaters nannten. Der gute Gärtner tröstete sie liebreich, und fragte sie, ob sie auch schon einigen Unterricht in der christlichen Religion erhalten hätten? „O ja," sagten sie, „wir haben das apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn, nebst dem englischen Gruße gelernt. Wir beten diese Gebete alle Tage mit einander." „Nun," sagte der Mann, „so betet einmal das Vater unser." Beide erhoben sogleich ihre kleinen Hände, fingen an zu beten, und blickten, als sie die Worte sagten: Der Du bist in dem Himmel — so andächtig zum Himmel, daß der Mann darüber sehr gerührt und erfreut war. Er lobte sie, und sagte ihnen, er heiße Antonius und sey ein christlicher Priester. Da wollten beide Knaben ihm ehrerbietig die Hand küssen. Er gab dieses jedoch nicht zu, ermahnte sie aber väterlich liebreich, dem christlichen Glauben getreu zu bleiben und auf Gott zu vertrauen. „Glaubt mir," sprach er mit

einem frommen Blick zum Himmel, „der gütige Gott wird sich eurer erbarmen, und euch wieder in die Arme eures guten Vaters zurückführen.“ Er gab ihnen den priesterlichen Segen, füllte hierauf ihren Korb mit Gemüse und beschenkte sie überdies mit Blumen. Sie eilten sehr erfreut nach Hause, beschenkten aber mit den schönen Blumen die Kinder des Türken.

Beide Knaben kamen nun öfter in den Garten, um Gemüse zu holen. Die Kinder des Türken dünkten sich zu vornehm, den Gemüsekorb zu tragen. Sie waren es daher wohl zufrieden, daß die Knaben sich so bereitwillig dazu zeigten. Da sie überdies die Blumen und Früchte, die ihnen der Gärtner mit in den Kauf gab, allemal unter die Türkenkinder austheilten, so sagten diese: „Nun ist's uns noch lieber, daß ihr euch mit dem Korb schleppt; denn uns hat der knauserige Gärtner noch nie so schöne Blumen und köstliche Früchte geschenkt, wenn wir Gemüse holten.“ Die Knaben kamen daher fast täglich in den Garten. Der fromme, christliche Gärtner, wußte ihnen allemal viel Lehrreiches und Erfreuliches zu sagen. Sie freuten sich schon am frühen Morgen auf die Viertelstunde oder halbe Stunde, die sie bei ihm zubringen durften. In der Folge erlaubte ihnen Selim, auf ihr flehentliches Bitten, täglich eine ganze Stunde bei ihrem geliebten Gärtner, wenn derselbe Feierabend

gemacht hatte, zuzubringen. Diese Stunden waren ihnen die seligsten Stunden, die ihnen in diesem unchristlichen Lande zu Theil wurden. Sie dankten Gott alle Tage, daß Er ihnen einen so frommen, guten Priester zum Lehrer gegeben habe.

Fünftes Kapitel.

Der Sklavenmarkt.

So verflossen beinahe zwei Jahre. Der Türke Selim hatte die Knaben liebgewonnen, und dachte nicht daran, sie zu verkaufen. Die Türkin aber war ihnen nicht so geneigt. „Wir haben,“ sagte sie eines Tages, „die Kinder gekauft und sie bisher verpflegt. Wir müssen aber nunmehr darauf bedacht seyn, sie wieder zu verkaufen. Ihre Ernährung und Bekleidung ist zu kostspielig. Sie sind nun schon im Stande, ihr Brod anderwärts zu verdienen. Es ist Zeit, daß sie einmal aus unserm Hause weiter kommen.“ Der Eigennutz war aber nicht die einzige Ursache, warum sie die Knaben verkauft haben wollte. Fast Jedermann, der in das Haus kam, lobte die Schönheit und Artigkeit der zwei Knaben gar sehr, ihre Kinder aber nur wenig oder gar nicht. Das war ihr sehr verdrieß-

lich. Sie kleidete von nun an ihre Kinder auf das schönste, die zwei Christenknaben aber in Sklavenkleider von dem gröbsten Tuche, das sie auftreiben konnte. Es half aber Alles nichts; die zwei Knaben gefielen den Leuten doch besser. Ja einsmals kam eine fremde Frau, eine reiche Türkin, in das Haus, um schön gefärbte Zeuge von Kameelgarn zu kaufen. Timotheus und Philemon saßen an einem niedrigen Tische, auf dem mehrere Kolben von Türkenkorn lagen, und waren damit beschäftigt, die großen, goldgelben Körner herauszulösen. Die fremde Frau erblickte die Knaben und rief verwundert: „Was dies doch für schöne Kinder sind! Wahrhaftig, du bist eine beneidenswerthe Mutter! Sie sind wahre Engelskinder.“ Jetzt kamen zwei Kinder der Türkin in die Stube. „Was sind denn dies für garstige Geschöpfe?“ sagte die Frau. „Die gehören wohl einem eurer Nachbarn? Mich dünkt, sie sind mit ihren feinen, aber beschmutzten Kleidern recht ungezogene Kinder. Gegen die zwei Knaben da sind sie rechte Fratzengesichter.“ Von dieser Zeit an konnte das Weib die zwei Knaben gar nicht mehr ausstehen. „Ich kann sie nicht mehr vor Augen sehen,“ schrie sie; „sie müssen fort, je eher, je lieber.“

Nach einigen Tagen wurde in der weit entfernten Stadt, wo der Pascha dieses Bezirkes seinen Sitz hatte, ein großer Jahrmarkt gehalten. Da

sagte das Weib zu ihrem Manne: „Du mußt die zwei Buben mit auf den Markt nehmen, und sie dort verkaufen. Ich dulde sie nicht mehr länger in dem Hause. Eine Wohlthat will ich jedoch ihnen noch erweisen. Ich will sie neu und etwas besser kleiden, damit sie verkäuflicher sind. Mach' also, daß wir ihrer los werden."

Dem Türken Selim war dieses nun gar nicht recht. Er war ein dicker, gutmüthiger Mann, der sich aber von seinem hagern, zänkischen Weibe ganz beherrschen ließ. Er gehorchte, setzte sich mit beiden Knaben auf einen Wagen, und fuhr ab. Einige Kameele mit Waaren beladen, folgten dem Wagen. Er begab sich mit den Knaben, die Hand in Hand vor ihm hergingen, auf den großen Marktplatz, der sich vor dem Hause des Pascha befand, und gedrängt voll Menschen war. Es versammelten sich sogleich mehrere Leute um die zwei Knaben. Die zwei lieblichen Kinder, die einander so ähnlich sahen, fielen Jedermann auf. Mehrere Käufer kamen herbei. Sie sagten jedoch: „Wenn die Knaben nicht gar so jung und so klein wären, dann wären sie wohl gut anzubringen; allein zu Sklavendiensten sind sie noch zu schwach." Sie gingen weiter.

Zwei Käufer, ein Türke und ein Mohr, handelten jedoch um die Knaben, machten aber auch die Ausstellung, daß sie noch keine Dienste leisten können. „Je nun," sagte Selim, zu dem Türken, „sie könn-

ten doch ihrem künftigen Herrn die Tabackspfeife anzünden, und ihm den Kaffee auftragen, oder in dem Garten die abgefallenen Citronen auflesen." Zu dem Mohren sprach er: „Wie in christlichen Ländern hohe Herrschaften sich's zur Ehre rechnen, einen schwarzen Diener zu haben, so haben die Mohren gern einen weißen Sklaven in ihrem Dienste, wenn er auch gleich zu nichts sonderlich taugen sollte, als zum Staatmachen."

Der Mohr und der Türke kauften die Knaben. Der Türke sagte zu dem Sklavenhändler Selim: „Du kennst mich; hole das Geld bei mir ab!" und nahm Timotheus bei der Hand, um ihn mit sich zu nehmen. Der Mohr sprach zum Verkäufer: „Komm mit dem Knaben in meine Wohnung; dort werde ich dir das Geld erlegen."

Allein da die zwei Knaben hörten, daß sie von einander getrennt werden sollten, fingen sie laut an zu jammern und zu weinen. „Nein, nein," rief der eine, seinen Bruder umarmend, „nein, mein liebster Timotheus, ich scheide nicht von dir; ich will mit dir leben und sterben." Der andere rief: „Unsere liebe Mutter ist gestorben, unserm lieben Vater wurden wir geraubt! Ich habe nun Niemand mehr als dich, liebster Philemon! Ich kann, ich kann dich nicht verlassen. Gott wolle dies verhüten!" Alle Umstehende wurden von dem Jammer der Kinder gerührt.

Die Gemahlin des Pascha, die an dem Fenster stand, um den Markt zu beschauen, hatte die zwei schönen Kinder, die einander so gleich sahen, mit großem Wohlgefallen beobachtet. Der Jammer der guten Knaben griff ihr tief ins Herz. Sie sandte einen Diener an den Verkäufer und die zwei Käufer der Kinder, und ließ ihnen sagen: „Ich, die Gemahlin des Pascha, will die zwei Kinder kaufen; überlaßt sie mir." Alle drei verneigten sich tief gegen das Fenster. Der Sklavenhändler folgte mit den zwei Knaben dem Diener und stellte der Frau die Kinder vor. Sie bezahlte den Mann viel reichlicher, als er erwartet hatte. Er sagte den Knaben nicht ohne Thränen im Auge, Lebewohl, ging aber doch sehr vergnügt über die gute Bezahlung weiter.

Die Frau ließ sich mit den zwei Knaben in ein Gespräch ein, und wollte ihre Geschichte vernehmen. Sie erzählten ihr Alles, was sie wußten, sehr treuherzig. Sie konnten sich in der türkischen Sprache freilich nicht immer ganz richtig ausdrücken. Indeß verstand sie doch Alles, was die Kinder sagten, sehr wohl, mußte jedoch über die seltsamen Ausdrücke, deren sie sich mitunter bedienten, hie und da lächeln. Da sie eine große Kinderfreundin war, selbst aber keine Kinder hatte, so beschloß sie, die Knaben an Kindesstatt anzunehmen. Sie hoffte, ihr Gemahl, der eben in Geschäften verreist war, werde dies gerne zugeben.

Sie ließ beide Knaben, die ziemlich ordentlich, aber doch als Sklaven gekleidet waren, nach türkischer Landesart sehr prächtig kleiden. Als beide Knaben in dem langen türkischen Kleide ihr zugeführt wurden, war sie ganz entzückt. „Das dunkelrothe Gewand," sagte sie, „auf das ihre gelben Locken sich verbreiten, steht ihnen wunderschön." Sie betrachtete sie von allen Seiten. Den Knaben war es aber nicht lieb, sich als Türken gekleidet zu sehen. Allein die Frau sprach: „Ihr lieben Kinder, seyd getrost! Ich will keine Türken aus euch machen; ich werde aber doch eure zweite Mutter seyn."

Sechstes Kapitel.

Elmine.

Elmine, die Gemahlin des Pascha, war eine vortreffliche Frau, von großem Verstande. Die türkischen Frauen leben sonst in ihren Wohnungen eingeschlossen, fast wie Gefangene, und dürfen nie anders als verschleiert und in Begleitung ausgehen. Allein in Elminens Einsicht und Tugend setzte ihr Gemahl ein so unbegränztes Vertrauen, daß er sie diesem Zwange nicht unterwerfen wollte; vielmehr

übertrug er ihr die Oberaufsicht über sein ganzes Hauswesen, seine Gärten und Feldgüter. Sie durfte überall frei umher gehen. Alle Hausgenossen mußten in seiner Abwesenheit ihr gehorsamen, wie ihm selbst. Diese edle Frau, die eine überaus wohlwollende, menschenfreundliche Seele war, hielt ihr Wort, den Knaben eine Mutter zu seyn, getreulich. Sie wies ihnen ein eigenes, sehr schönes Zimmer an, übergab sie der Aufsicht einer Kammerfrau, und befahl einem christlichen Sklaven, zu dem sie das meiste Zutrauen hatte, sie zu bedienen. Sie ließ die Knaben sehr oft zu sich rufen. Wenn dann sie und ihre Kammerfrauen bei ihren Stickrahmen saßen, unterhielten sie sich mit den Knaben. Sie fragten sie Vieles, wie es in christlichen Ländern zugehe, und fanden an ihren kindlichen Erzählungen und lebhaften Schilderungen viel Vergnügen.

Wenn Elmine in den Garten ging, der sehr groß und prächtig war, durften die Knaben sie allemal begleiten. Sie erblickten da manche Blume, die sie in den Gärten ihres Vaters und ihres Lehrers Antonius schon gesehen hatten, und begrüßten sie mit Freuden als alte Bekannte; viele sehr große Blumen von blendenden Farben, waren ihnen aber noch ganz fremd. Die Knaben sagten zu der Frau: „Die christlichen Blumen sind uns schon alle bekannt; wir bitten dich, sag' uns doch, wie heißen diese türkischen Blumen?“ Elmine lächelte und nannte die Namen.

Die Knaben durften nun auch, wenn Elmine nicht dabei war, in den Garten oder auch in den Hof an dem Pallaste gehen. Jedermann in dem Pallaste gewann die artigen Kinder lieb; die Arbeiter im Garten und die Dienstboten im Hofe hatten große Freude an ihnen; sogar die Thiere waren ihnen zugethan. Sobald die zwei Knaben in dem Garten sich sehen ließen, kam das Paar Schwanen, das sich Elmine auf dem großen Gartenteiche hielt, sogleich an das Ufer herbeigeschwommen, weil die Knaben ihnen allemal Brod zuwarfen. Auch die zwei schönen, großen Jagdhunde, die der Pascha hielt, sprangen, so oft die Knaben hinab in den Hof kamen, ihnen freudig entgegen, weil die Knaben ihnen allemal einige gute Bissen zusteckten und ihnen schmeichelten.

Der kleine Philemon hätte, als er die Hunde das erstemal sah, bald großen Verdruß angerichtet. „Wir hatten auf unserm Hofe auch einen solchen Hund," sagte er; „er gehörte unserm Verwalter, und hieß Sultan." Zum Glücke hatte diese Rede nur ein christlicher Sklave, der die Hunde füttern mußte, gehört, und warnte ihn, nichts solches mehr hören zu lassen. „Bei Leib und Leben nicht," sagte er, „es könnte dir den Kopf kosten. Denn, Sultan nennen die Türken ihren Kaiser. Es ist auch nicht recht, daß einige Christen den Kaiser der Türken so beschimpfen und seinen Namen so entehren; sie

dürfen sich deßhalb nicht beklagen, daß die Türken sie Hunde nennen."

Nachdem die Knaben in dem Pallaste angewöhnt, und nun immer sehr heiter und fröhlich waren, gab Elmine dem christlichen Sklaven, der die Knaben bisher bediente, und der überaus geschickt war, und schon lange unter den Türken gelebt hatte, den Auftrag, sie in der türkischen Sprache, und im Lesen und Schreiben derselben, auch im Rechnen zu unterrichten. Der Sklave war darüber höchst erfreut. Er begnügte sich aber nicht damit, den zwei Knaben die türkische Sprachlehre beizubringen; er übte sie auch im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache. Ganz vorzüglich aber sprach er mit ihnen in jeder Unterrichtsstunde von Gott und von Christus dem Herrn.

Eines Morgens wollte Elmine nach den Kindern sehen. Die Thüre des Zimmers stand halb offen. Beide knieten in Mitte des Zimmers und beteten mit lauter Stimme. „O Du lieber Gott," sagten sie unter anderm, „Du lieber Vater im Himmel, o segne, segne unsere zweite Mutter, die gute Elmine, mit Deinem besten Segen! Sie ist gegen uns so liebreich und gut. O gib, daß sie Dich immer mehr, und auch Deinen lieben Sohn, Jesus Christus, erkennen lerne — und selig werde."

Diese Worte gingen Elminen sehr zu Herzen. Sie befragte von nun an die Knaben öfter über

die christliche Religion. Alles, was sie ihr sagen konnten, gefiel ihr sehr wohl. Einiges war ihr jedoch nicht ganz klar. „Ach!" sagte sie einmal, „ich wünschte mit einem Manne zu sprechen, der mir nähere Auskunft geben könnte!"

„O!" riefen beide Knaben, „da wissen wir dir den Allerbesten, den man nur immer finden kann! Es ist der gute Gärtner, von dem wir dir — weißt du noch? — so Vieles erzählt haben. Er ist ein frommer Christ, ein gelehrter Mann, ja sogar ein christlicher Priester."

„Da habt ihr Recht," sprach Elmine. „Ich werde ihn mir zu verschaffen wissen. Doch laßt nichts davon merken, daß er ein christlicher Priester ist. Das könnte ihm das Leben kosten; die Türken wären im Stande ihn zu erdrosseln."

Da nach einigen Wochen wieder Jahrmarkt war, ließ Elmine den Kaufmann Selim rufen. „Ich bin dir vielen Dank schuldig," sprach sie zu ihm. „Du hast mir die zwei Christenknaben zu kaufen gegeben, mit denen ich ausnehmend zufrieden bin. Ich habe aber noch eine andere Angelegenheit. Ich wünschte meinen Garten in einem bessern Zustande zu sehen. Die Christen verstehen sich aber besser auf die Gartenkunst, als die Türken. Wüßtest du mir keinen christlichen Sklaven zu verschaffen, der darin erfahren ist? In dich setze ich das größte Vertrauen."

Der Mann fühlte sich durch diese Anrede geschmeichelt. „Ich wüßte wohl einen," sagte er, „der viele Proben abgelegt hat, daß er in der Gärtnerei ein großer Meister sey. Allein der wird schwerlich zu bekommen seyn. Er ist der Sklave des reichen Ibrahim." — „Kaufe ihn mir," sprach Elmine, „für welchen Preis es auch immer sey. Sage dem reichen Manne, ich bedürfe seines Gärtners. Da wird er sich gewiß nicht weigern, ihn mir zu überlassen."

Selim begab sich, sobald er nach Hause kam, zu Ibrahim, und erbot sich, ihm seinen Sklaven abzukaufen. Allein Ibrahim gab ihm mit Unwillen eine abschlägige Antwort. „Was fällt dir ein?" rief er; „mein Gärtner ist ein so guter Mann, und leistet mir so gute Dienste, daß er mir um keinen Preis feil ist. Ich verkaufe ihn durchaus nicht." Als der reiche Türke aber vernahm, die Gemahlin des Pascha verlange den Sklaven, ergab er sich darein.

Selim kam mit Antonius in dem Pallaste an, und der Hausmeister führte beide zu Elminen. Sie erstaunte, obwohl Antonius nur in schlechte Sklavenkleider gehüllt war, über seine ehrwürdige Gestalt. Sie bezahlte Selim, so viel als er gefordert hatte, befahl dem Hausmeister, die zwei Knaben zu rufen, und sprach, sobald er sich mit Selim entfernt hatte, zu Antonius: „Ehrwürdiger Vater! Deine zwei kleinen Schüler, Timotheus und Philemon, die dich

so zärtlich lieben, wie Kinder ihren Vater, haben mir von dir erzählt. Du sollst von nun an auch mein Lehrer seyn. Ein christlicher Priester, wie du, kann mir über Das, was mir am meisten am Herzen liegt, und was für alle Menschen das Allerwichtigste ist, die sicherste Auskunft geben."

Antonius erhob Augen und Hände zum Himmel und sprach: „Guter Gott! welche große Dinge führest Du durch diese Kinder aus!" — In diesem Augenblicke kamen beide in das Zimmer. Voll der höchsten Freude eilten sie auf ihn zu, und riefen: „O Antonius! Du unser Lehrer, unser zweiter Vater! O wie danken wir Gott, daß wir dich wieder haben!" Ihre Freude war unaussprechlich.

Elmine ließ Antonius besser, wiewohl nur als einen Gärtner, kleiden. Sie kam mit den zwei Knaben öfter in den Garten, und unterredete sich mit Antonius. Die Türken meinten, sie berathe sich mit ihm bloß, wie der Garten des Pascha zu verschönern sey. Allein sie sprach von einem herrlicheren Garten, als diesem — von dem Reiche Gottes. Sie redete nur von Gott und dem göttlichen Erlöser. Ueber das, was Antonius Elminen sagte, ging ihr ein neues Licht auf. Sie wurde eine Christin. Sie legte in Geheim, nur vor ihm, den beiden Knaben und zwei christlichen Sklaven, in dem Gartensaale das christliche Glaubensbekenntniß ab, und ließ sich von ihm taufen.

Elmine erhielt auf ihr Verlangen den Taufnamen Elisabeth. Denn der fromme Ungar Antonius hatte ihr von der ungarischen Prinzessin Elisabeth erzählt, und diese heilige Landgräfin wegen ihrer Demuth, Sanftmuth und ungemein großen Mildthätigkeit gegen Arme und Leidende gerühmt, und sie ihr besonders als ein Vorbild fürstlicher, ja nicht nur hoher, vornehmer, sondern aller Frauen vorgestellt. Elmine wählte daher diesen Namen, um an ein so schönes Beispiel beständig erinnert zu werden, und ganz in die Fußstapfen dieser heiligen Frau einzutreten.

Siebentes Kapitel.

Der Kriegsgefangene.

Während Elmine die zwei liebenswürdigen Kinder in ihr Haus aufgenommen, und den frommen Antonius nicht so fast zum Oberaufseher über ihre Gärten, als zu ihrem Seelsorger gemacht hatte, befand sich der Pascha, ihr Gemahl beständig zu Konstantinopel. Der türkische Kaiser rüstete sich zu einem neuen Feldzuge gegen die Christen, und hatte den einsichtsvollen Mann in den Kriegsrath berufen, und ihn zu einem der ersten Feldherren bestimmt. Der

Krieg brach wirklich aus. Elmine erhielt durch einen Eilboten zu Pferd sogleich Nachricht davon. Sie und ihre christlichen Freunde waren darüber sehr betrübt; allein die Türken im Pallaste und in der Stadt freuten sich und jubelten hoch auf.

Obwohl das große Kriegsheer in einer ganz andern Gegend in Ungarn eindrang, so wollten die Türken doch auch dahier ihres Orts nicht müßig seyn. Sie rotteten sich zusammen, zogen in stürmischer Eile über die Gränzen, überfielen die benachbarten Städte, Flecken und Dörfer, plünderten die Häuser, verheerten die Felder, trieben die Heerden weg, sengten und brennten, und führten auch viele Gefangene mit sich fort in die Türkei.

Mehrere Gefangene wurden, unter einem großen Zusammenlaufe und Freudengeschrei des Volkes, auf den großen Marktplatz vor dem Pallaste des Pascha gebracht, um sie da zum Verkaufe feil zu bieten. Elmine und die zwei Knaben eilten an das Fenster, um sie zu sehen. Da erblickten die Knaben unter den Gefangenen ihren Vater. Beide riefen mit Einer Stimme, so laut sie konnten: „Vater! Vater! Liebster Vater!“ Er sah hinauf, sah die zwei Knaben in türkischer Kleidung, wußte aber noch nicht, wem ihr Zuruf gelte. Aber schon waren sie vom Fenster verschwunden. Sie eilten hinab, sie suchten sich durch die Volksmenge hindurch zu drängen. Die Leute weichen ihnen zu beiden Seiten aus.

Sie gelangten zu ihrem Vater, sie umschlangen seine Knie. Er kannte sie nicht sogleich. „O liebster, bester Vater," riefen sie, „kennst du uns denn nicht mehr? Ich bin dein Timotheus! Ich bin dein Philemon!" „O meine Kinder!" rief jetzt der Vater mit lauter, herzdurchdringender Stimme. „O Gott! o Gott! wie dank' ich Dir!" Vater und Söhne brachen unter tausend der herzlichsten Begrüßungen in Freudenthränen aus. Er achtete nicht mehr seiner Ketten. Er war voll Seligkeit. Die Umstehenden, besonders die Ungarisch verstanden, waren erstaunt und gerührt; vielen kamen Thränen in die Augen. Sie riefen den Entferntern zu, die auch wissen wollten, was es gebe: „Er ist ihr Vater! Sie sind seine Söhne!"

Elmine schickte einen Diener hinab mit der Botschaft: „Die Gemahlin des Pascha verlangt, diesen Gefangenen ihr zu überlassen." Die Soldaten führten ihn zu ihr hinauf. Elmine beschenkte sie reichlich und sagte: „Nehmet dieses nur einstweilen! Bezahlen wird euch, ihr tapfern Krieger! sobald er zurückkommt, der Pascha." Die Knaben baten, ihrem geliebten Vater die Ketten abnehmen zu lassen. Die Frau befahl den Kriegern, es zu thun. Sie gehorchten, und entfernten sich mit den Ketten. Luzius dankte ihr in türkischer Sprache, die er sehr wohl verstand. Die erfreuten Knaben verwandten kein Auge von dem Vater, bemerkten jedoch mit

Wehmuth, daß er, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatten, sehr gealtert habe. In der That hatte seine tiefe Betrübniß über den Tod der geliebten Mutter und der unbeschreibliche Kummer über den Raub seiner lieben Kinder, auch seine eigene Hinwegführung in die Sklaverei, wobei er von den grausamen Türken Vieles leiden mußte, seine Haare vor der Zeit grau gemacht, und in seine edlen Gesichtszüge Falten gebracht. Beide Knaben waren darüber sehr betrübt.

Doch auch der Vater wurde auf einmal sehr traurig; die prächtige, türkische Kleidung seiner Söhne befremdete ihn. Er fürchtete, sie seyen Türken geworden. Elmine bemerkte seine Traurigkeit, und vermuthete die Ursache derselben. „Seyd gutes Muths, lieber Vater, und freuet euch," sprach sie. „Auch ich bin eine Christin. Gott hat sich dieser Eurer guten Kinder bedient, mir Jesum Christum zuerst zu verkünden. Und dieser würdige Mann hier, der ein christlicher Priester ist" — sie zeigte auf Antonius, der eben in das Zimmer trat — „ward weiterhin mein und ihr Lehrer. O, wie freue ich mich, den Vater so guter Kinder kennen zu lernen!"

Jetzt erst fühlte der Vater sich ganz selig; er lobte und pries Gott mit lauter Stimme.

Elmine, die zwei Knaben und Antonius beeiferten sich nun, dem Luzius zu erzählen, wie wunderbar Gott Alles gefügt hatte. Er verlebte hier sehr frohe Tage; alle waren selig in Gott.

Indeß sehnte Vater Luzius sich doch mit seinen Kindern zurück in seine Heimath, zumal die Türken, die sich in dem Pallaste befanden oder dahin kamen, ihm sehr finstere Gesichter machten, und, wie er wohl merkte, ihren Ingrimm gegen ihn nur mit Mühe zurückhielten. Er bat daher die Frau, ihn und seine Söhne nach Hause reisen zu lassen. Allein Elmine sprach: „So lange der Krieg währt, ist es nicht rathsam; ihr wäret da tausend Gefahren ausgesetzt. Sobald es aber Friede seyn wird, werde ich euch ehrenvoll und mit reichlichem Ersatz für Alles, was ihr durch den Krieg verloren habt, zurücksenden in euer Vaterland."

Luzius gab ihr Recht, und erkannte ihre Güte mit Dank. „Nur," sagte er, „würde es mir schwer fallen, dahier ohne bestimmte Beschäftigung zu leben. Die Langeweile würde mir unerträglich seyn." Er hatte sich bisher bloß in seinen freien Stunden und zu seinem Vergnügen mit der Gartenkunst beschäftigt, und es besonders in der Blumenzucht sehr weit gebracht. Er bat daher, ihn dem frommen Antonius zum Gärtnergehülfen beizugeben, was Elmine denn auch sehr gerne that. Luzius zog zu Antonius in die Gärtnerwohnung, und Beide freuten sich, nun bei einander zu leben, und ihr Leben gemeinschaftlich, in Arbeit und Gebet, Gott widmen zu können.

Achtes Kapitel.

Der Pascha.

Nach langer Zeit kam, plötzlich und ganz unerwartet der Pascha zurück. Die Türken hatten eine große Schlacht verloren, und einen sehr unrühmlichen, ihnen nachtheiligen Waffenstillstand eingehen müssen. Als er mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und Soldaten durch die Straßen der Stadt ritt, lief alles Volk zusammen, und begrüßte ihn mit frohem Jubel. Er aber war höchst aufgebracht, und fluchte über die Christen. Seine Diener verkündeten ihm, noch bevor er seinen Pallast betrat: „Auch deine Gemahlin ist eine Christin geworden. Ein Priester der Christen hat sich, in einen Gärtner vermummt, in deine Wohnung eingeschlichen, und sie von Mahomed abtrünnig gemacht. Noch ein anderer Christ, der als Kriegsgefangener hieher gebracht wurde, den aber deine tapfern Krieger ihr ausliefern mußten, hat auch dazu geholfen. — Sieh, dort geht er eben vorbei! — Diesen zwei verruchten Christen schenkt sie ihr ganzes Vertrauen; wir Türken gelten nichts mehr bei ihr! Sie richtet sich in ihrem Betragen mehr nach den Sitten christlicher als türkischer Frauen. Um aber das Maaß voll zu machen, hat sie sogar zwei Christenknaben, die Söhne jenes

gefangenen Türkenfeindes, an Kindesstatt angenommen.

Da wurde der Pascha noch aufgebrachter, und kam vor Wuth fast außer sich. Er rannte wie toll die Stiege hinauf, seine Gemahlin zur Rede zu stellen. Oben an der Stiege begegnete sie ihm, ihn freundlich zu bewillkommen. Bei ihrem Anblicke suchte er sich zu fassen, und sagte ziemlich ruhig: „Ist es wahr, bist du eine Christin?" Sie sprach: „Es ist wahr, ich bin eine Christin! Und ich freue mich, meinen Glauben an Christus freimüthig zu bekennen." Da riß er ganz rasend seinen Säbel aus der Scheide, um ihr den Kopf zu spalten. Allein ein Hauptmann, der ihn begleitete, fiel ihm in den Arm, hielt ihm mit vieler Mühe die Hand zurück und sagte: „Laß ihr doch Zeit, sich zu bedenken; ich zweifle nicht, sie läßt sich auf bessere Gedanken bringen. Unsere Gesetzlehrer werden sie zu belehren wissen. Die gute Frau wurde durch Ueberredungskünste nur zum Glauben der Christen verführt; sie wird ihre Thorheit bald einsehen und bereuen. Laß ihr doch Zeit dazu."

„Es sey," sprach der Pascha, „ich lasse ihr drei Tage Bedenkzeit. Führt sie auf ihr Zimmer und bewacht sie dort. Den verhaßten Priester aber, und den andern verfluchenswerthen Christen, werft in das Gefängniß. In drei Tagen sollen sie ohne Gnade sterben; ich laße Beiden die Köpfe

abschlagen, und dem sinnlosen Weibe da, wenn sie indeß nicht zur Besinnung kommt, zugleich mit ihnen. Alle drei sollen dann in einer Stunde hingerichtet werden." Man führte die Frau auf ihr Zimmer, und stellte eine Wache davor. Der fromme Geistliche aber und der Vater der zwei Knaben wurden in das Gefängniß geworfen.

Die guten Knaben, Timotheus und Philemon, waren höchst traurig und bestürzt, daß man ihren lieben Vater in drei Tagen wolle hinrichten lassen. Alle im Pallaste hatten Mitleid mit ihnen. Die christlichen Sklaven liebten sie von Herzen; denn die Knaben hatten ihnen viel Gutes erwiesen, und von der Frau des Hauses manche Wohlthat für sie erfleht. Auch die Türken waren den liebenswürdigen Kindern nicht abgeneigt. Sie hatten öfter zu einander gesagt: „Beide sind wackere Knaben; sie werden einmal ganz gewiß brave Türken werden." Sie trösteten jetzt nach ihrer Art die Knaben. „Seyd froh," sagten sie, „daß der Pascha euch nicht auch hinrichten läßt. Ihr dürft von Glück sagen, daß er euch verschont! Nehmt euch aber wohl in Acht, ihm jetzt vor die Augen zu kommen; sonst läßt er euch die blonden lockigen Köpfe auch abschlagen."

Beide Knaben gingen auf ihr Zimmer, knieten da nieder, erhoben ihre Hände zum Himmel, und beteten unter heißen Thränen: „O Du guter, barm-

herziger Gott! Erbarme Dich unsers lieben Vaters, unsers lieben Lehrers und der guten Elmine! Errette Du sie! Denn Du kannst es allein." Sie trösteten einander mit den Worten der heiligen Schrift. Besonders tröstlich waren ihnen die Worte Davids, die ihnen der fromme Antonius öfter gesagt hatte: „Die Gerechten haben viel zu leiden, aber der Herr wird sie aus allen Leiden erlösen; denn Er ist der treue, mächtige Hüter und Beschützer aller Bedrängten."

Hierauf beteten sie wieder, und dachten dann wieder an einen schönen, trostreichen Ausspruch der heiligen Schrift, von denen sie viele auswendig wußten. Und ihr kindliches Vertrauen auf Gott und seine Verheißungen machten es ihnen leichter um das Herz. Sie wurden getrost und vollkommen ruhig.

Neuntes Kapitel.

Die Flucht.

Der herzlichste Wunsch der Knaben war nun, ihren geliebten Vater im Gefängnisse zu besuchen. Der Soldat, der es bewachte, war wohl ein Türke, allein er war in seinem Herzen der christlichen Religion eben nicht abgeneigt. Nur verbarg er, aus Furcht vor dem Pascha, diese seine Gesinnungen. Die Knaben baten ihn, sie zu ihrem Vater zu lassen. „Ich will es euch gestatten," sagte er; „nur muß es heimlich geschehen. Kommt heute Nacht wieder." Er nannte ihnen die Stunden, in denen er wieder die Wache haben werde.

Beide begaben sich hierauf zu dem Gefängnisse ihres frommen Lehrers. Ein türkischer Soldat hielt Wache vor der Thüre. Sie verlangten mit vielen Bitten und Thränen eingelassen zu werden. Allein er wies sie roh und trotzig zurück. Sie versuchten hierauf, Elminen zu sehen. Sie kamen vor die Thüre ihres Zimmers. Zwei Türken mit blanken Säbeln standen vor der Thüre. Die Knaben brachten sehr schüchtern und bescheiden ihre Bitte vor. Allein der eine Soldat sagte nur kurz: „Nichts da! es ist verboten." Der andere schwang den Säbel und rief: „Geht! oder —!" Sie kehrten betrübt zurück.

Als die Nacht angebrochen war, schlichen sie sich zu dem Kerker ihres Vaters. Die Gefängnisse waren an den Pallast angebaut. Ein schmaler Gang führte dahin. Der Wächter zündete an einer Lampe, die auf dem Gange brannte, eine kleine Laterne an, gab sie den Knaben, öffnete die Thüre, und ließ sie hinein gehen.

Der Vater saß in dem dunkeln Gefängnisse, das von der Laterne nur dürftig erhellt wurde. Sie fielen beide vor dem geliebten Vater auf die Knie nieder, und weinten über den blutigen Tod, der ihm bevorstand. Er aber sprach: „O meine liebsten Kinder, seyd getrost. Was Gott über mich verhängt hat, wird in Erfüllung gehen. Gegen Seinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Sein Wille geschehe! Hat Er meinen Tod beschlossen, so freue ich mich darauf, meinen Glauben an Seinen geliebten Sohn Jesus Christus mit Vergießung meines Blutes zu bezeugen.

„O das ist gut," sagten die Knaben, „dazu sind wir auch bereit." Aber was solltest du dich von diesem grausamen Pascha hinrichten lassen! Alle diese Türken hatten kein Recht dazu, uns zu Sklaven zu machen. Entfliehe! Du kannst es leicht. Der Soldat, der dich bewacht, ist ein guter Mann, aber ein sehr träger, schläfriger Türke. Er hat sich, anstatt Wache zu stehen, niedergesetzt auf den Boden und hat seinen Säbel quer über

die Knie gelegt; er wird bald einschlafen. Dann können wir leicht entrinnen. Das Schlüsselchen zu deinen Fesseln ist mit einer Schnur an den großen Kerkerschlüssel geknüpft, der an der Thüre steckt. Auch wissen wir ein verborgenes Thürchen, das durch den Garten hinausführt in das Feld."

Der Vater bedachte sich, und war dazu bereit. Einer der Knaben schlich vor die Thüre. Er kam zurück, und sagte leise: „Hier habe ich das Schlüsselchen. Der wachehabende Soldat schläft bereits und schnarcht gewaltig. Laß uns also entfliehen!" „Nun denn, in Gottes Namen!" sagte der Vater. „Ich kenne die Gegend. Wir haben zwei hohe Berge zu übersteigen; dann kommen wir in lauter Wälder und erreichen mit Gottes Hülfe die christliche Gränze." Er machte sich von seinen Ketten los, und entfloh mit den zwei Knaben.

Der Mond leuchtete helle. Sie kamen glücklich über den ersten Berg, wiewohl sie öfter durch dichte Gebüsche dringen oder über Felsen klettern mußten. Der Morgenhimmel fing an sich zu röthen. Sie gingen nun mit leichter Mühe weiter, quer durch das breite Thal hin, und erreichten den andern Berg. Nun hörten sie aber auf einmal ein Jagdhorn erschallen, den Hufschlag mehrerer Pferde und das Gebell von Hunden. „Das ist eine Jagd," sagten die Knaben. Allein der Vater sprach: „Ich fürchte, das sind die Leute des Pa-

scha! Es sind seine berittenen Feldjäger, die er uns nachschickt, um uns wieder einzufangen. Wir müssen uns verbergen, bis sie vorübergezogen sind." Sie fanden unten am Berge eine Felsenhöhle, deren Eingang von Gesträuch überschattet war, und verbargen sich darin. Die Reiter kamen das Thal herab und immer näher.

Der Vater kniete in der Höhle nieder und betete: „O Du lieber, guter Gott, o rette diese meine Kinder!" Er fürchtete, der Pascha möchte in seiner Wuth auch die armen, schuldlosen Knaben ermorden lassen. Beide Knaben knieten neben den Vater hin, und beteten mit erhobenen Händen: „O lieber Gott! Errette nur unsern lieben Vater vor einem so grausamen Tode! Laß lieber uns beide hinrichten. Nimm unser Leben für das seinige." Dem Vater kamen über diese kindliche Liebe die Thränen in die Augen. „Ein so armer Mann ich jetzt bin," sprach er, „so bin ich doch ein glücklicher Vater. Gewiß, ich bin glücklicher als der Pascha, ja selbst als der Sultan."

Das Getöse der Pferde und Hunde entfernte sich jetzt. „Gott sey Dank," sagten die Knaben; „nun wollen wir auch weiter ziehen!" „Jetzt noch nicht," sprach der Vater, „noch sind wir nicht sicher." Er setzte sich auf das Moos in der Höhle; beide Knaben setzten sich neben ihn. Alle drei fühlten erst jetzt, wie müde sie von dem an=

gestrengten Bergsteigen seyen. Auch regte sich bei den Knaben der Hunger. Sie hatten gestern Abend, ja fast am ganzen gestrigen Tage vor Betrübniß nichts gegessen. Sie hatten aber von ihrem Abendessen Gebackenes und Obst in ihre Taschen gesteckt, um es ihrem Vater in das Gefängniß zu bringen; denn sie wußten, daß man ihm nichts gebe, als Wasser und schimmliges Brod. Jeder zog jetzt ein Stückchen Kuchen und einen Apfel aus der Tasche. Beide sagten zugleich: „Da nimm, lieber Vater, und iß!"

„O meine lieben Kinder," sprach der Vater gerührt, „eßt doch ihr! Ich habe noch keinen Hunger." „O, iß doch," sagte Timotheus, „wir haben schon noch mehr. Sieh da!" Er legte noch ein Stückchen Kuchen und ein Paar Aepfel auf das Moos hin. Allein der Vater sprach: „Eßt doch meine Kinder, eßt, und spart das, was ihr noch mehr habt, auf. Ihr werdet es noch sehr nöthig haben. Wir kommen nicht so bald zu Leuten, die euch ein Stücklein Brod geben würden." „Ach, Vater," sagte Philemon, „wenn du nicht essen willst, so essen wir auch nicht." Der Knabe legte Kuchen und Aepfel bei Seite.

„So wollen wir denn mit einander essen," sagte der Vater, „doch zuvor dem lieben Gott danken für seine milden Gaben." Beide Knaben erhoben andächtig die gefalteten Hände. „Du gu-

ter Gott," sagte Timotheus; „ich danke Dir, daß Du Getreide und Obst wachsen lässest!" „Und," sprach Philemon, „daß Du, lieber, guter Gott, es uns in den Sinn gegeben hast, Kuchen und Aepfel mitzunehmen. Wir könnten ja sonst in dieser Wildniß hier leicht verhungern."

Alle drei aßen sehr vergnügt. Die Morgenröthe schien herein in die Höhle und erleuchtete das tiefe Dunkel. „O wie freundlich ist doch Gott," sagte Timotheus, „daß Er das schöne Morgenroth geschaffen hat!" Philemon sagte: „Wie können doch die Menschen, wenn sie das freundliche Morgenroth ansehen, einander noch ein unfreundliches Gesicht machen! Wie können sie sogar so grausam seyn, das Blut ihrer Mitmenschen zu vergießen!"

„Laßt uns," sprach der Vater, „Gott loben und preisen, daß Er das liebliche Morgenroth geschaffen hat, und jetzt seine Sonne bald wieder aufgehen läßt über Gute und Böse. Wir wollen darin Seine Liebe erkennen, und Ihm an Liebe gleichen und auch unsere Feinde lieben!"

Zehntes Kapitel.

Neue Gefahr.

Jetzt ließ auf einmal sich das Jagdhorn wieder hören, und kam immer näher. Es war wirklich bloß eine Jagd. Der Pascha jagte in der Gegend. Er hatte vor Zorn über den christlichen Priester, und den Vater der zwei Knaben, und vor Kummer wegen seiner Gemahlin die ganze Nacht hindurch nicht schlafen können. Er war daher lange vor Tag aufgestanden, und hatte beschlossen, sich auf die Jagd zu begeben. „Die Jagdlust," sagte er, „wird mir vielleicht die Grillen vertreiben." Er wußte noch nichts davon, daß Luzius entwichen sey. Der Wächter hatte wohl bemerkt, der Gefangene sey nicht mehr im Gefängnisse; allein er hatte sich nicht getraut, eine Anzeige davon zu machen. Er zog bloß den Schlüssel ab, der noch an der eisernen Thüre steckte, schob ihn in die Tasche, und ging mit dem Gewehr im Arme vor der Thüre auf und ab, als wäre nichts geschehen. Er dachte: „Wenn man mich zur Rede stellt, wo der Gefangene hingekommen sey, so sage ich, ich wisse es nicht."

Indeß rückte die Jagd der Höhle immer näher. Auf einmal erhoben die Hunde ein lautes Gebell. Zwei große Jagdhunde kamen in die Höhle, und sprangen, freudig bellend und mit dem Schweife

wedelnd, um die zwei Knaben herum. Es waren die Jagdhunde des Pascha. Sie waren auf die Spur der Knaben gekommen, verfolgten die Spur und zeigten daher eine so große Freude, ihre zwei Wohlthäter zu finden. „Ach ihr guten, treuen Thiere,“ sagte Timotheus, „ihr wißt nicht, was für einen schlimmen Dienst ihr uns erweiset!“ Philemon guckte durch den Eingang der Höhle hinaus in das Thal, und sagte erschrocken: „O Du mein Gott, es ist der Pascha selbst. Er ist vom Pferde abgestiegen, und kommt mit gespanntem Bogen gerade auf die Höhle zu! Ach Gott, wie wird es uns ergehen!“ Beide Knaben bebten und zitterten vor Angst.

Der Vater sprach: „Fürchtet euch nicht, meine lieben Kinder! Es kann uns nichts begegnen, als was Gott über uns beschlossen hat. Der Wille des Herrn geschehe!“ Er befahl ihnen, weiter zurückzugehen und stellte sich vor sie hin, um sie zu beschützen, und seine Brust zuerst dem mörderischen Pfeile darzubieten.

Der Pascha trat vor den Eingang der Höhle, in der Erwartung, ein Stück Wild anzutreffen. Er bemerkte, daß sich in der dunkeln Höhle etwas rege, und wollte eben den Pfeil darauf abdrücken — da sah er erst, es sey kein Wild, sondern ein Mensch. Er senkte den Bogen und rief zornig hinein: „Wer du auch seyest, komm heraus!“ Luzius trat hervor,

und blieb ruhig stehen, ohne daß ein Zeichen von Furcht oder Schrecken an ihm zu bemerken war.

„Du bist es! Du!“ schrie der Pascha wie rasend, „Du, mein Gefangener! Du hast dich unterstanden, mir zu entlaufen? Es soll dir aber nichts helfen! Ehe zwei Tage vergehen, wird dir der Kopf abgeschlagen. Auf!“ rief er seinen Leuten zu, „ergreift und bindet ihn. Und ihr,“ befahl er zwei reitenden Jägern, „nehmt ihn zwischen eure zwei Pferde, führt ihn zurück, laßt ihn wieder in Ketten legen und ihn in das furchtbarste Gefängniß zu unterst in dem tiefsten Thurme werfen.“

Als die zwei Knaben sahen, daß man ihren geliebten Vater binde, kamen beide aus der Höhle hervor, und flehten für ihn um Gnade und Erbarmung. „Wie?“ rief der Pascha, „ihr seyd auch da! Welch ein Bösewicht ist der Mann, der die zwei jungen Sklaven, für welche die Frau eines Pascha ihr theures Geld ausgelegt hat, entführen wollte!“ So zornig er war, so konnte er die zwei lieblichen Knaben mit ihren Augen voll Thränen, ihren emporgehobenen zarten Händen doch nicht ohne Mitleid ansehen. „Diesen Kindern,“ sagte er, „kann ich es nicht übel nehmen, daß sie mit ihrem Vater gingen. Dafür verdienen sie keine Strafe; daran haben sie Recht gethan. Denn der Mann, so schlimm er auch seyn mag, er ist nun doch einmal ihr Vater! — Uebrigens nehme ein jeder von

euch zwei Jägern einen der Knaben zu sich auf das Pferd, um sie zurückzubringen in meinen Pallast!"

Der Pascha ritt voll Unmuths mit seinem Gefolge weiter, und setzte seine Jagd fort. Die zwei Knaben wurden in den Pallast zurückgebracht; ihr edler Vater aber in ein furchtbares unterirdisches Gefängniß geworfen.

Eilftes Kapitel.

Versuchung zum Abfall.

Der Pascha, Namens Abdallah, fand an der Jagd das gewohnte Vergnügen nicht mehr. Er ließ Hirsche und Rehe ganz nahe an sich vorbeilaufen, und bemerkte sie kaum. Es war ihm ein schrecklicher Gedanke, daß Elmine, seine Gemahlin, nunmehr zu den Christen gehören sollte, denen er Haß geschworen hatte bis zum Tod. Indeß war die Liebe zu der edlen Frau, so zornig er auch über sie war, in ihm doch noch nicht erloschen. Haß und Liebe stritten mit einander in seinem Herzen. Er befand sich in einem höchst unruhigen, peinlichen Zustande; sein ganzes Gemüth war im Aufruhre, gleich dem Meere, wenn es von entgegengesetzten Winden bewegt wird. Er ritt den ganzen

Tag über unstät im Walde hin und her, daß er seinen Leuten wie verwirrt vorkam. Erst mit einbrechender Nacht schlug er den Weg zur Stadt ein. Er verbot den Jägern, ein Waldhorn erschallen zu lassen. In tiefer Stille zog er da ein. Auf den traurigen Tag folgte eine qualvolle Nacht.

Sobald es Tag ward, ließ Abdallah drei türkische Geistliche rufen, die man Imam nennt, und sprach zu ihnen: „Euch halte ich für die gelehrtesten, eifrigsten und beredtesten aller Imame; deßhalb habe ich euch mir zu einem wichtigen Geschäfte ausersehen. Geht zu meiner Gemahlin und beredet sie, ihrem neuen Glauben zu entsagen, und wieder zu unserm Glauben zurückzukehren. Wenn es euch gelingt, so gebe ich jedem von euch einen schweren Beutel voll Gold." Sie versprachen, ihr Bestes zu thun, und zweifelten gar nicht an dem glücklichsten Erfolge. Allein nach einer Unterredung von mehr als zwei Stunden kamen sie wieder zu dem Pascha zurück, zuckten die Achseln, und sagten mit betrübten Mienen: „Wir richten leider nichts aus! Es ist eine seltsame Veränderung mit der Frau vorgegangen Wir wissen gar nicht, was für ein Geist aus ihr spricht. Wir konnten ihm — wir bekennen es frei! — nicht widerstehen."

Der Pascha fragte mehrmals des Tages, bald diese, bald jene der Kammerfrauen, die seine Gemahlin zu bedienen hatten: „Was macht sie?"

sprach er zu einer derselben, „was sagt sie dazu, daß ich ihr will den Kopf abschlagen lassen? Ist sie recht aufgebracht gegen mich? Haßt sie mich?“ „O nein,“ sagte die Kammerfrau, „ganz und gar nicht; sie ist noch immer voll Liebe gegen dich.“

„Aendert sie ihren Sinn noch nicht?“ fragte er eine andere. „Sie betet nur für dich,“ antwortete diese, „daß du deinen Sinn ändern mögest!“ „Sie wünscht also,“ rief er freudig, „daß ich sie nicht hinrichten lasse?“ „Davon,“ antwortete die Kammerfrau, „sagt deine gute Gemahlin kein Wort. Sie wünscht nichts, als daß auch du ein Christ werden mögest.“ „Die Seligkeit,“ sagte sie, „die ich empfinde, möchte ich auch meinem lieben Gemahl gönnen!“

Der Pascha ließ Zerine, die erste Kammerfrau, rufen, zu der seine Gemahlin immer das größte Zutrauen gezeigt hatte. „Du giltst das Meiste bei ihr,“ sprach er, „du hast sie von ihrer zartesten Kindheit an erzogen. Du vermagst Alles über sie. Rede ihr doch zu, daß sie ihren Christenglauben aufgebe, und wieder eine Türkin werde.“ „Ich rede ihr beständig zu,“ sagte Zerine, „ihr junges Leben nicht so in die Schanze zu schlagen. Allein sie sagte: „Lieber sterben, als Christo, meinem göttlichen Erlöser, abtrünnig werden.“ „Sie denkt wohl,“ sagte der Pascha, „daß ich ihr nur drohe, und daß ich sie nicht werde hinrichten lassen?“ „Sie zweifelt nicht im Geringsten daran,“ sprach

Zerine, „daß du es thun werdest, weil du ihr, wenn Hauptmann Omar dich nicht zurückgehalten hätte, wirklich den Kopf gespalten hättest.“

„Allein, fürchtet sie sich denn nicht vor dem Tode?“ fragte der Pascha. „Ganz und gar nicht,“ sagte Zerine. „Ich begreife die Frau nicht. Sie freut sich auf den nahen blutigen Tod. Ich sagte weinend und schluchzend zu ihr: „Ach, so soll denn dieser Hals durchhauen werden! So soll denn dieses schöne, holde Haupt unter dem Schwerte fallen, und sich blutig im Staube wälzen!“ Ich stellte ihr so recht vor, was dies Schauerliches sey! Hu, mir selbst schauderte! Aber sie lächelte nur und sagte: „Das ist nur ein Augenblick; mein Geist kommt ja dann in den Himmel. O wie verlangt mich nach jener unbeschreiblich großen Herrlichkeit und Klarheit!“ In meinem Leben habe ich die Frau nicht so heiter und fröhlich gesehen. Es ist wunderbar! Die Christen sind ganz eigene Leute; ich denke, es könnte doch etwas an dem Christenthume seyn.“ „Ich denke,“ sagte der Pascha unwillig, „du bist nahe daran, auch eine Christin zu werden!“ Er warf ihr einen zornigen Blick zu, wandte sich von ihr ab, und ging.

Gegen Abend wollte Abdallah in den Garten hinabgehen, um dort frische Luft zu schöpfen. Auf der Stiege begegnete ihm eine junge Sklavin, Namens Orma, die bei seiner Gemahlin als Stubenmädchen

diente, und ihr auf einem Teller eben ein Glas Wasser hinauftragen wollte. Er bemerkte ihre von vielem Weinen geschwollene Augen und sagte: „Du hast ja recht viel geweint, du gutes Kind! Hast du denn gar so großes Mitleid mit Elminen?“ „Ach,“ seufzte die Sklavin, „wer sollte da nicht Mitleid haben? Sie ist gar so gut, und was ihr bevorsteht, ist gar so schrecklich!“ „Weinet auch sie recht viel?“ fragte er. „Nicht so viel,“ sprach sie, „als wir alle, die bei ihr sind. Ich glaube, sie weint nur aus Mitleid mit uns. Sie ist recht getrost.“ „Was macht sie denn den ganzen Tag hindurch?“ fragte er weiter. Das Mädchen antwortete: „Sie liest und betet beständig, bald still, bald laut; auch für dich betet sie, und für uns alle.“ „Sag' mir aufrichtig,“ fragte er, „haben ihre Gesellschafterinnen ihr auch recht ernstlich zugeredet, sie solle es nicht so weit kommen lassen, daß sie sterben müsse?“ „O ja wohl,“ sagte die Sklavin; „allein sie sprach: „Für den, der sein Leben für mich dahin gegeben, sterb' ich gerne!“ Alle ihre Kammerfrauen, und alle ihre Freundinnen, die sich bei ihr versammelt hatten, baten sie mit weinenden Augen und aufgehobenen Händen: „O werde wieder eine Türkin wie wir!“ Allein sie sprach: „Lieber will ich mich mit glühenden Zangen zerreißen lassen.“

Der Pascha fluchte über diese Hartnäckigkeit, wie er ihre Standhaftigkeit nannte. „Nun denn,“

rief er, „wenn sie es so haben will, so geschehe ihr Wille!“ Er befahl, dicht vor seinem Pallaste das Blutgerüst zu errichten, welches denn auch noch in später Nacht bei Fackelschein zu Stand kam.

Zwölftes Kapitel.

Noch eine schwere Prüfung.

Schon vor Anbruch des folgenden Tages war die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung. Fast alle Einwohner, die christlichen Sklaven ausgenommen, behaupteten, dem christlichen Priester geschehe es Recht, daß man ihm den Kopf abschlage, und sie freuten sich darauf, seinen blutigen Tod mit anzusehen. Den Vater der Zwillingsbrüder bedauerten sehr Viele. „Um seiner Kinder willen,“ sagten sie, „sollte man den Vater verschonen. Es sind gar so liebe Knaben! Wenn sie so in ihrer türkischen Tracht mit einander Arm in Arm durch die Straßen gingen, hatte Jedermann Freude an ihnen. In der ganzen Stadt gibt es keine schönere junge Türken ihres Alters. Und dabei sind sie gar nicht stolz, sondern freundlich gegen Jedermann, auch gegen die ärmsten Kinder. Man sollte sie durch den Tod ihres Vaters nicht so betrüben.“

Ueber die bevorstehende Hinrichtung der Gemahlin des Pascha entstand ein allgemeiner Jammer. „Sie ist nicht nur die schönste, sondern auch die beste Frau weit umher im Lande!“ sagten die Leute. „Wie oft hat sie den Zorn des Pascha besänftigt, wie viel durch ihre Fürbitten den Bürgern genützt!“ Die Armen in der Stadt zerflossen in Thränen. „Sie war unsere größte Wohlthäterin,“ sagten sie alle einmüthig: „wir verlieren an ihr eine wahre Mutter.“ Die türkischen Frauen in der Stadt, reiche und arme, waren alle über den Pascha höchst aufgebracht. „Da kann man sich kein Blatt mehr vor den Mund nehmen,“ sagte Manche. „Seine eigene Frau hinrichten zu lassen, das ist zu arg, zu grausam. Da gibt er unsern Männern ein böses Beispiel! Wie werden diese uns künftig behandeln?! Es ist freilich wahr, die gute Frau beging einen großen Fehler, daß sie eine Christin wurde. Allein dessen ungeachtet kann sie eine gute, ja vortreffliche Frau bleiben, wie sie es bisher gewesen ist. Es gibt unter den Christen auch gute Leute. Was wahr ist, darf man sagen. Viele christliche Sklaven unter uns sind besser als unsere türkischen Sklaven.“ So redeten die Türkinnen unter einander.

Niemand aber in der ganzen Stadt war so bekümmert, so unruhig, als — der Pascha selbst. Als der Morgen des verhängnißvollen Tages kaum angebrochen war, ließ Abdallah den biedern Haupt-

mann Omar rufen, und sprach zu ihm: „Du, braver Omar, hast Elminen schon einmal das Leben gerettet. Du bist, als ich ihr den Kopf spalten wollte, mir in die Arme gefallen, und hast den Todesstreich von ihr abgehalten. Zu dir muß sie Zutrauen haben; gegen dich muß sie Dankbarkeit fühlen. Und Zutrauen und Dankbarkeit vermögen viel. Geh du zu ihr, und sag' ihr: Wenn sie wieder meines Glaubens werde, so wolle ich dem Priester Antonius und dem Vater der Knaben das Leben schenken. Auf diesen Vorschlag wird sie eingehen; den Tod ihrer Freunde wird sie nicht wollen. Stell' es ihr aber recht nachdrücklich vor; sag ihr: Sieh du kannst zwei Menschenleben retten; werde doch nicht Schuld an ihrem Tod."

Der Hauptmann ging und sagte ihr Alles getreulich und redlich. Elmine hörte ihn an, und schwieg lange. Endlich sagte sie: „Ach, wie bin ich in so großen Aengsten!" Sie fing an zu weinen und rang die Hände. „Gott weiß es," sprach sie, „wie gerne ich diesen guten, frommen Männern das Leben rettete! Aber ich darf nicht, ich kann nicht! Unter der Bedingung, die man mir macht, ist es mir unmöglich. Meinen zwei Freunden und Mitbrüdern im Herrn würde auch das Leben, wenn es ihnen auf solche Art geschenkt würde, kein angenehmes Geschenk seyn. Mein Abfall würde sie betrüben bis zum Tod. Besser ist es, wir sterben

alle drei zusammen; dann sind wir, ehe eine Stunde verfließt, alle drei bei einander in dem Himmel!"

Die junge Sklavin Orma flüsterte ihr leise zu: „Stelle dich nur so an, als entsagtest du Christus, den du deinen Herrn nennest. Sage bloß mit dem Munde ich bin wieder eine Türkin; im Herzen kannst du eine Christin bleiben. So kommt ihr alle drei mit dem Leben davon."

„Auch bloß mit dem Munde," antwortete Elmine, „darf ich Christus nicht verläugnen. Denn Er sprach: Wer Mich verläugnet vor den Menschen, den werde Ich auch einmal vor meinem himmlischen Vater und seinen Engeln verläugnen. Das sind Seine Worte. Ich halte mit Herz und Mund fest im Glauben an Ihn. Ich bin bereit, zu sterben."

Omar brachte mit schwerem Herzen und bekümmertem Angesicht diese Antwort dem Pascha. „Nun," sprach Abdallah, „so habe ich denn alle Mittel erschöpft. Doch, Eines noch will ich versuchen. Sie soll die Hinrichtung ihrer christlichen Freunde mit ansehen. Wenn sie das geschwungene Schwert, das fallende Haupt, das aufspritzende Blut sieht, so wird das Alles sie auf andere Gedanken bringen. Zarte Frauen können kein Blut sehen. Sie wird zusammenschaudern und in Ohnmacht sinken. Und wenn sie dann wieder zu sich selbst kommt, so wird sie sagen: „Nein, so soll es mir nicht gehen. Ich will meinem Gemahle gehorchen; ich will eine Türkin bleiben."

Der Hauptmann sprach: „Die Geistesstärke dieser bewunderungswürdigen Frau ist so groß, daß sie schwerlich so sagen wird.“ Abdallah sprach: „Mir fällt da noch Etwas ein. Ich will den Vater der Knaben zuerst hinrichten lassen. Wenn sie dieses blutige Schauspiel mit ansieht, so wird sie ganz gewiß einen solchen Tod von einem christlichen Priester abwenden wollen. Die Ehrfurcht vor dem Priester, das Mitleid mit ihm werden siegen. Ich zweifle nicht. Man führe sie auf den Altan, von dem man gerade auf das Blutgerüst hinabsieht. Beharrt sie auf ihrem Sinne, so bleibe auch ich auf meinem Entschluß.“ Allein, bei all seinem Trotze, war es ihm doch nicht wohl zu Muth.

Dreizehntes Kapitel.

Luzius auf dem Blutgerüst.

Während im Pallaste tiefe Stille und Traurigkeit herrschte, der Pascha voll Unruhe und banger Erwartung war, und nur Elmine ihrem Tode ruhig und heiter entgegen sah, hatte sich eine unermeßliche Menge von Menschen um das Blutgerüst versammelt, um das türkische Soldaten, die Janitscharen, einen Kreis schlossen. Alle Fenster der Häuser, die den

großen Marktplatz umgaben, waren gedrängt voll Menschen. Viele waren auf die Dächer gestiegen. Die Hinrichtung einer solchen angesehenen Frau, der Gemahlin des Pascha, war etwas so Außerordentliches, so Unerhörtes, daß Jedermann zusehen wollte.

Als Elmine, von zwei Kammerfrauen begleitet, auf dem Altane, hoch über dem Portale des Pallastes erschien, entstand ein theilnehmendes Gemurmel. Viele seufzten stille, Viele jammerten laut. „Seht, das ist sie!" riefen Einige. „O wer sollte diese herrliche Frau nicht bedauern." Die christlichen Sklaven unter der Volksmenge beteten: „O Gott erbarme Du Dich ihrer; o Jesu, steh' Du ihr bei!" Aller Augen waren auf sie gerichtet. Sie war ganz weiß gekleidet, ohne allen Schmuck von Gold und Edelsteinen. Sie warf den Schleier zurück. Sie sah etwas blaß aus, war aber ganz ruhig und ohne alle Furcht. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, faltete ihre Hände und betete stille. Keiner der Zuschauer, der sie so stehen sah, blieb ungerührt. Unzählige Thränen flossen.

Jetzt trat der Pascha mit großem Gefolge von Offizieren und Dienern aus der Pforte des Pallastes hervor, auf den erhöhten Vorplatz, zu dem mehrere Stufen hinaufführten. Der Pascha war in seine lange, faltenreiche Amtstracht von Purpur gekleidet, und hatte einen Säbel angegürtet, dessen Griff und Scheide von Gold und Diamanten fun-

kelten. Auf dem Kopfe hatte er einen großen, blendend weißen türkischen Bund, den Turban, mit einer hohen Straußfeder geziert. Sein Angesicht war sehr ernst und finster. Er war mit seinen großen, funkelnden Augen unter den dunkeln Augenbraunen, seiner gebogenen Nase, seinem schwarzen langen Barte ein sehr ansehnlicher Mann. Seine Gestalt hatte etwas Majestätisches. So oft er sich sonst öffentlich zeigte, wurde er immer mit lautem, frohlockendem Zurufe begrüßt. Dieses Mal schwieg aber Alles; es herrschte eine Todesstille.

Der edle Luzius wurde gebracht, von mehreren Janitscharen begleitet. Mit festem, sicherem Tritte betrat er das Blutgerüst. Der Henkersknecht nahm ihm die Ketten ab, und löste ihm die Halsbinde, ihm den Hals zu entblößen. Der Scharfrichter mit gezogenem Schwerte stand bereit. Luzius richtete seine Blicke zum Himmel, und betete. Seine Gestalt kam Allen sehr ehrwürdig, ja ehrwürdiger und erhabener vor, als die des Pascha, trotz all dessen Pracht. Es war ein feierlicher Augenblick, der viele Gemüther, die nicht ohne alles Gefühl waren, erschütterte. Nun kniete Luzius, auf Befehl des Scharfrichters, nieder. Der Scharfrichter mit erhobenem, furchtbar glänzendem Schwerte schaute zum Pascha hinüber, bis dieser nach dem herkömmlichen Gebrauche der Türken, das Zeichen zum tödtlichen Streiche gebe.

Jetzt kamen mit einmal die zwei Söhne des guten Vaters auf das Gerüst. „O Vater, liebster Vater!" riefen beide weinend und schluchzend, und fielen ihm beide um den Hals. „So mußt du uns denn jetzt verlassen! So mußt du denn sterben!" Der Vater stand noch einmal auf. Er faßte einen Knaben um den andern in seine Arme, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn. „O meine liebsten Kinder!" sagte er, mit lauter, kräftiger Stimme. „Seyd getrost; ich sterbe nicht. Ich werde ewig leben. Ich komme jetzt zu Gott! Ich werde jetzt — o wie freue ich mich darauf! — das Angesicht unsers göttlichen Erlösers sehen. Auch eure liebe Mutter werde ich dort in dem Himmel wiedersehen. Ich will ihr Grüße von euch bringen. Gott, der Vater aller Waisen, wird Vater- und Mutterstelle an euch vertreten." Er bezeichnete beide Knaben mit dem Zeichen des Kreuzes, obwohl er wußte, daß dieses den Türken ein großes Aergerniß seyn werde. „Und nun," sprach er, „empfehle ich euch Gott und seiner Gnade. Werdet wahre Christen, und gute Menschen; dann ist Alles gut. Im Himmel sehen wir uns wieder! Lebet wohl!"

Beide Knaben redeten einige Augenblicke leise mit einander, und riefen dann laut: „Wir müssen zu dem Pascha; wir haben mit ihm zu reden!" Sie eilten die Staffeln des Gerüstes hinab. Das Volk machte ihnen Platz. Sie eilten die Stufen zu der

Erhöhung wo der Pascha stand, hinauf. Sie warfen sich ihm beide zu Füßen.

„Was wollt ihr?“ sprach er trotzig. „Ich begnadige euren Vater nicht. Bittet mich also nicht, daß ich ihm das Leben schenke.“ „O nein,“ sagten die Knaben; „wir bitten dich nicht um sein Leben. Wir wissen wohl, daß es vergeblich wäre. Wir bitten dich, laß uns mit ihm sterben!“ „Wie, was?“ sagte er höchst erstaunt; „verlangt ihr, daß ich euch die Köpfe abschlagen lasse? Macht euch das Vergnügen?“ „Ja, ja,“ sagten die Knaben; „es ist unser herzlichster Wunsch!“ „Wie könnt ihr das wünschen?“ sprach er. „Warum verlangt ihr das?“ „Ach,“ sagten Beide, „wir wünschen sogleich mit unserm Vater in den Himmel zu gehen. O wie schön wird das seyn, wenn unsere selige Mutter den Vater und die Söhne zugleich erblickt! Wie groß wird unser Aller Freude seyn!“

Der Pascha betrachtete beide Knaben. Sie weinten nicht mehr. Ihre lieblichen Gesichtchen waren, wiewohl noch von Thränen benetzt, ganz unbeschreiblich heiter und fröhlich. „Ach ja,“ sagten beide wiederholt, „erfülle doch unsern Wunsch!“ Der Pascha, der den Muth über Alles schätzte, konnte sich über den Muth so zarter Knaben nicht genug verwundern. Ihre Bitte kam ihm höchst unerwartet; die Freudigkeit, mit der sie zu sterben verlangten, war ihm unbegreiflich. Er wußte nicht

wie ihm geschah. Er war überrascht, erschüttert, gerührt. Er rief dem Scharfrichter zu: „Stecke dein Schwert in die Scheide. Die Hinrichtung unterbleibt heute. Führt den Gefangenen wieder in sein Gefängniß."

Da entstand ein großes Getümmel unter dem Volke. Einige murrten, daß sie der Pascha um das schauervolle blutige Schauspiel bringe. Die Meisten aber freuten sich, daß der Vater dieser guten Kinder und die Gemahlin des Pascha Gnade zu hoffen hatten. Die Freude wurde immer allgemeiner. Beinahe alles Volk brachte dem Pascha ein lautes: „Lebe hoch!"

Das Volk ging auseinander. Viele Männer und Weiber blieben indeß truppenweise bei einander stehen. „Wir möchten doch nur wissen," sprachen Einige, „was die zwei Kinder dem Pascha gesagt haben!" „Ei freilich," sagten Andere, „wir auch. Allein wir und alles Volk waren zu weit entfernt, um ein Wort zu verstehen. Was sie gesagt haben, das weiß nur der Pascha, und die Offiziere, die ihm zunächst standen. Etwas Besonderes muß es aber gewesen seyn. Man sah es dem Pascha an, er war darüber sehr erstaunt. Er veränderte auf einmal die Farbe. Und daß er so plötzlich die Hinrichtung einstellte, das ist beinahe ein Wunder."

Auch dem Vater Luzius kam es sehr wunderbar vor. Er wußte auch nicht, was seine Söhne

dem Pascha gesagt hatten; denn er war überzeugt, daß die Bitte um sein Leben, wenn sie sonst nichts vorgebracht hätten, ganz vergebens gewesen wäre. „Was es aber gewesen seyn mag," dachte er, „so hat es ihnen gewiß Gottes Geist eingegeben!"

Die Gemahlin des Pascha begab sich, Gott dankend, wieder auf ihr Zimmer. Luzius wurde wieder in das Gefängniß geführt. Seine beiden Knaben begleiteten ihn. Sie wollten mit ihm in das Gefängniß. „So schauerlich es da seyn mag," sagten sie, „so werden wir dennoch da, bei unserm lieben Vater, so selig seyn, als wären wir in dem Himmel." Man ließ sie aber nicht mit ihm hinein. Der Vater umarmte seine Söhne; sie umarmten ihn. Beide Knaben dankten Gott und ihrem Erlöser auf den Knien, daß Er so augenscheinlich und wunderbar ihren Vater errettet habe.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zwillingsbrüder vor dem Pascha.

Der Pascha Abdallah entließ sein Gefolge und begab sich in seinen Garten. Hier ging er mit großen Schritten in einem langen Gange unter Palmbäumen auf und ab. „Es ist seltsam!" sagte

er bei sich selbst, und blieb stehen. „Einen so starken Muth bei so zarten Knaben hätte ich nicht für möglich gehalten. Ich selbst, der ich doch immer voll kühnen Muthes in die Schlacht ging, würde etwas verzagt und kleinmüthig werden, wenn ich als ein armer Sünder so jämmerlich und armselig, so wehrlos, ohne ein Schwert zu meiner Vertheidigung zu haben, sterben sollte. Ich kann es nicht läugnen, ich würde mich entsetzen, wenn der Sultan mir die seidene Schnur schickte, daß ich damit erdrosselt werde. — Woher nehmen diese Knaben einen so hohen, mehr als männlichen Muth? Ich fühlte mich von ihnen überwältigt, besiegt, entwaffnet. Mit dem Schwerte ist nichts gegen sie auszurichten. Sie scheuen den Tod nicht; sie sind ihrer Sache so gewiß, sie glauben so fest an ein künftiges Leben, als blickten sie schon in das Paradies, in den offenen Himmel. Dieser Christenglaube muß doch nicht so verwerflich seyn, als wir Türken dafür halten. Ich muß der Sache näher auf den Grund kommen.“

Er ging wieder eine Weile auf und ab, stand dann wieder still, und sprach: „Die zwei Knaben kamen mir sehr gelegen. Ich bin in meinem Zorn gegen meine Gemahlin zu weit gegangen. Ich habe meinen Entschluß, sie zu tödten, zu bestimmt, zu laut, vor zu vielen Menschen ausgesprochen. Er wurde in der ganzen Stadt, und wohl weit umher

im Lande bekannt. Ich konnte ihn mit Ehren nicht mehr zurücknehmen. Da halfen diese guten Kinder ohne ihr Wissen, mir aus der Verlegenheit."

„Freilich wohl," sagte er, „wenn man ein Unrecht begangen hat, oder auf dem Wege ist, es zu begehen, sollte man es sich nicht zur Schande rechnen, wieder umzukehren. Allein ein Pascha denkt bisweilen anders als andere vernünftige Leute. — Doch, dies beiseite. Ich kann nun, durch die Vermittelung dieser Kinder, meinen Ausspruch aufgeben, ohne daß man mich deßhalb tadle; man wird mich vielmehr loben. Das habe ich heute gesehen und gehört. Alles Volk war traurig, da mein Urtheil vollzogen werden sollte; es jubelte aber laut, da ich die Vollziehung einstellte. Das Volk brachte mir ein Lebehoch! Es erwartete, daß ich, wenn ich auch Recht gehabt hätte, Gnade für Recht ergehen lasse."

Er wurde ruhiger, ging auf sein Zimmer, und befahl, seine Tabackspfeife zu stopfen, die er sonst immer im Munde hielt, in diesen Tagen aber ganz vergessen hatte. Er befahl, Kaffee zu bringen. Er rauchte und trank gemächlich, und gebot dann dem aufwartenden Sklaven: „Laß mir die zwei Knaben rufen!" Sie kamen und blieben schüchtern an der Thüre stehen.

„Kommt doch näher, ihr lieben Kinder!" sprach Abdallah. „Ihr gefallt mir; ich ehre euren Muth

Kommt, setzt euch zu mir. Du, zu meiner Rechten, und du, zu meiner Linken. So! Und nun erzählt mir!"

Er that viele Fragen an sie — über ihren Vater, über ihre verstorbene Mutter, und über beider Aeltern Beschäftigungen und ganzes Thun und Lassen; über die Art und Weise, wie die zwei Knaben in dieses Land gebracht worden, wie ihr Vater und Antonius hieher gekommen; wie Elmine veranlaßt worden, sie alle in das Haus aufzunehmen, und was seine Gemahlin Alles während seiner Abwesenheit gethan habe. — Die Knaben beantworteten alle Fragen mit kindlicher Offenherzigkeit und Unbefangenheit. Der Pascha mußte manchmal lächeln.

Am Ende sprach er: „Dies alles gefällt mir sehr wohl. Euer Vater ist ein recht guter Mann, und eure Mutter war eine ganz vortreffliche Frau. Auch den Antonius muß ich loben. Aber sagt mir nun, hat euer Vater nie über unsern Propheten Mahomed geschmäht!" „Unser Vater hat uns den Namen niemals genannt," sagten die Knaben; „wir haben diesen Namen erst hier zu Lande nennen hören." „Aber," sagte der Pascha, „ihr Christen hasset doch die Türken?" „O nein, nein," riefen beide Knaben. „Wir müssen alle Menschen lieben, über die Gott seine Sonne scheinen läßt. Und darunter sind auch die Türken. Wir sehen

es ja mit Augen, daß Er auch euch die Sonne scheinen lasse; wir müssen also auch die Türken lieben." Der Pascha lächelte. „Aber," sprach er weiter, „Alles an den Türken gefällt euch Christen doch nicht?" „Freilich nicht Alles!" sagten die Knaben. „Nun," sprach der Pascha, „zum Beispiele?" „Ja," sagten die Knaben, „daß die Türken die Christen rauben und zu Sklaven machen, von denen es manche in dieser Sklaverei recht hart haben. Die Christen haben wohl auch schon im Kriege Türken zu Gefangenen gemacht; sie behandelten sie aber nie als ihre Sklaven; sie raubten niemals Türken, um sie zu ihren Sklaven zu machen."

„Hat euer Vater dieses an den Türken getadelt?" fragte der Pascha. „Nein," sprach Timotheus, „das haben wir von Ihm nicht gehört. Wir haben das gesehen. Bei uns, in unserm Vaterlande, hat man keine türkischen Sklaven, aber hier zu Lande gibt es viele christliche Sklaven." „Nur das hat der Vater getadelt," sprach Philemon, „daß es in der Türkei mit der Gerechtigkeit nicht am besten stehe, daß man da Manchen ohne gerichtliche Untersuchung verurtheile. Er sagte auch einmal, in einem Gespräche mit einem seiner Freunde, etwas von einer seidenen Schnur, die der Sultan zuweilen einem Pascha schicke. Der Vater hielt sich sehr darüber auf; wir begriffen aber nicht

recht, was er damit meinte. Diese Schnur muß obwohl sie von Seide ist, eine sehr schlimme Schnur seyn. Wenigstens nahmen wir das aus den Reden unsers Vaters so ab."

„Da hatte euer Vater vollkommen Recht!" sprach der Pascha mit einem bittern Lächeln. „Aber was hatte euer Vater sonst noch an den Türken auszustellen?" „Ach," sagte Timotheus, „daß sie die Leute mit Feuer und Schwert zu ihrem Glauben zwingen wollen." „Nun, genug, genug davon!" sagte der Pascha. Es fiel ihm ein, daß er selbst sogar seine Gemahlin mit dem Schwerte zum Glauben an Mahomed nöthigen wollte. „Reden wir von etwas Anderm," sprach er; „ich möchte gern etwas Näheres von eurer Religion inne werden." Er legte den Knaben mancherlei Fragen vor. Er war mit ihren Antworten ziemlich zufrieden; hie und da schüttelte er jedoch ungläubig den Kopf, sagte aber nichts dagegen. Was ihm indeß ausnehmend wohl gefiel, waren einige Sprüche aus der heiligen Schrift, welche die Knaben vorbrachten. Ihre selige Mutter und ihr frommer Vater hatten ihnen diese Sprüche so oft vorgesagt, und Antonius hatte sie von den Knaben so oft lesen und wiederholen lassen, bis sie dieselben auswendig wußten. Unter diesen waren besonders folgende Aussprüche:

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe

bleibt, der bleibt in Gott. Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt."

„So hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen Eingebornen für sie dahin gegeben, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."

„Denen, die an Ihn glauben, gibt Er die Macht, Kinder Gottes zu werden."

„Die Liebe zu Gott offenbart sich dadurch, daß wir Seine Gebote halten; und Seine Gebote sind nicht schwer."

„Das erste und größte Gebot ist: Du sollst Gott deinen Herrn lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften."

„Das zweite Gebot ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. — Alles, was ihr wollet, das euch die Menschen thun sollen, das thut ihnen auch."

„In diesen zwei Geboten besteht das ganze Gesetz und die Propheten."

„Wenn du zum Leben eingehen willst, so halte die Gebote."

„Die Welt mit ihrer Herrlichkeit vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit."

„Wer meine Gebote hat und sie hält, spricht Christus, der stirbt nicht, sondern wird leben, wenn

er auch gestorben ist; er ist durch den Tod zum Leben hindurch gedrungen."

„Die Gerechten werden im Reiche ihres Vaters (im Himmel) glänzen, gleich der Sonne."

„Kein Aug' hat es gesehen, kein Ohr gehört, es ist in kein Menschenherz gekommen, was Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben."

Diese göttlichen Aussprüche, die Abdallah jetzt das erste Mal und zwar aus dem Munde der kindlichen Unschuld vernahm, leuchteten ihm sehr ein, und drangen ihm in das Herz. Die Knaben mußten sie ihm mehrmal wiederholen, und thaten es mit sichtbarer Andacht.

„Nun gut," sprach er, „ihr seyd gute, fromme, wohlunterrichtete Kinder. Nun geht hin, und kündet eurem Vater seine Befreiung an. Sagt ihm, ich werde ihm kein Leid mehr thun, sondern ihm vielmehr Alles Gute erweisen, das nur immer in meinen Kräften steht."

Fünfzehntes Kapitel.

Fröhliche Botschaften.

Der Pascha stand auf, und befahl dem Hauptmanne Omar, der im Vorzimmer am Schreibtische

saß: „Führe diese zwei Knaben zu ihrem Vater, laß ihm die Ketten abnehmen, und begleite ihn hieher.“ Sie gingen mit Omar. Den Knaben zitterte das Herz, als sie die enge, steile Stiege in den tiefen Thurm hinabstiegen. Die eiserne Thüre wurde geöffnet. Sie erblickten in dem finstern Kerker, in den nur durch die offene Thüre einige Helle eindrang, mit Mühe und voll des innigsten Mitleids den geliebten Vater. Er saß mit schweren Ketten beladen auf einem niedrigen Stein, an dem er angekettet war. Die Thränen kamen ihnen über seinen bejammernswerthen Zustand in die Augen; doch das Mitleid mußte sogleich der Freude weichen. Beide Knaben eilten auf ihren Vater zu; beide umarmten ihn; beide riefen voll Entzückens: „O liebster Vater! Du bist frei! Der Pascha thut dir kein Leid mehr; er will dir nur Gutes thun. Er wird dir dies selbst sagen; wir sollen dich zu ihm führen.“

„Welche wunderbare Veränderung!“ rief der Vater. „O meine liebsten Kinder, welche große, unerwartete Freude hat uns Gott bereitet! Ja, Du großer, allmächtiger Gott, der Du die Herzen der Könige und Fürsten wie Wasserbäche leitest, diese große Veränderung hast Du bewirkt. O wie dank ich Dir! O Gott, wie gut bist Du!“

„Ja,“ sagte Timotheus, „der liebe Gott ist doch recht gut! Weißt du noch, lieber Vater, wie

wir dort in der Höhle beisammen waren, und zu Gott flehten, Er wolle uns erretten, und uns nicht dem Pascha in die Hände fallen lassen? Damals hat Gott uns nicht erhört; aber jetzt hat Er es doch noch gethan, und auf eine viel herrlichere Art, als wir denken konnten!"

„Ach ja," sagte Philemon, „damals, als wir Ihn in jener Höhle — ach so herzlich! — gebeten hatten, Er wolle wenigstens nur unsern lieben Vater retten, und der Vater dennoch gebunden, und zwischen den zwei Pferden fortgeführt wurde, da wurde ich recht betrübt. Ich konnte gar nicht begreifen, warum Gott uns nicht erhöre. Mir schien es, Er bekümmere sich gar nicht mehr um uns. Ich habe aber dem lieben Gott Unrecht gethan. Unser Gebet zu Ihm war doch nicht vergebens! Er weiß Alles schöner und besser zu machen, als wir wünschen und hoffen! Wir müssen nur Geduld haben und warten können!"

Dem Vater wurden jetzt die Ketten abgenommen; er ging heraus aus dem engen Gefängnisse. Er trat, von dem Hauptmanne begleitet und an jeder Hand einen der Knaben führend, in das Zimmer des Pascha. Der Pascha ging ihm einige Schritte entgegen, bot ihm die Hand, und sprach: „Laß uns Freunde seyn, Luzius! Ich habe mich in dir geirrt. Ich habe dir Unrecht gethan. Der Vater so guter Kinder kann kein böser Mann seyn.

Komm, setze dich zu mir.“ Er führte ihn zum Sopha, und Luzius mußte sich neben ihn setzen.

Jetzt traten beide Knaben mit aufgehobenen Händen vor Abdallah und sagten beide, flehentlich bittend: „Ach liebster Pascha! laß auch unsern lieben Lehrer los. Weißt du! er ist jener gute Gärtner, von dem wir dir so Vieles erzählen mußten, was dir Alles sehr wohl gefiel. Ach, schenke doch auch ihm das Leben!“

„Es ist recht schön von euch,“ sprach der Pascha, „daß ihr seiner gedenkt und mich an ihn erinnert. Ihr seyd gute Kinder. Geht hin und sagt ihm, er habe nunmehr, so wie euer Vater, an mir einen Freund. Er soll hieher kommen. Der Hauptmann hier, wird euch begleiten.“

Jeder der Knaben faßte eine Hand des Hauptmanns. Sie gingen, mit eilenden Schritten und ihn vorwärts ziehend, neben ihm her.

Antonius wußte von Allem, was vorgegangen war, noch nichts. Als er, auf dem Gange zu seinem Gefängnisse, mehrere Tritte vernahm, und als er nun die schweren Schlösser und Riegel der Thüre öffnen hörte, so erwartete er nichts Anders, als man werde ihn zum Tode führen. Die Thüre ging auf, und beide Knaben sprangen voll Freude hinein und riefen: „Liebster Antonius, freue dich! Du wirst nicht hingerichtet. Du bist frei! Der Pascha ist nun nicht mehr über dich zornig. Du

sollst zu ihm kommen. Unser Vater ist wirklich bei ihm. Der Pascha ist nun gegen euch Beide recht gut; er nannte euch Beide seine Freunde. O komm nun eilig mit uns!"

„Ists möglich!" rief Antonius höchst erstaunt. „Das kommt von Dir, o Gott! Da ist der Finger Gottes! Menschen hätten dies nicht bewirken können. Du, o barmherziger Gott, Du hast mein Gebet erhört!"

Antonius hatte in seinem einsamen Gefängnisse inbrünstig gebetet, Gott wolle es nicht zugeben, daß den guten Kindern ihr Vater geraubt werde, daß die edle Frau hingerichtet werde; daß der Pascha seine Hände mit unschuldigem Blute, sogar mit dem Blute seiner frommen Gemahlin färbe! „Um mich ist es mir gar nicht," hatte er öfter gesagt; „o Du lieber Gott, rette nur den edlen Vater der guten Knaben, rette die vortreffliche Frau! Dieser Mann und diese Frau können auf dieser Welt noch mehr Gutes stiften, als ich abgelebter Greis! Mich nimm zu Dir!"

Er war über die Nachricht der Knaben jedoch hoch erfreut, und ging mit ihnen. An jeder Hand einen führend, wie vorhin der Vater, trat er in das prächtige Zimmer. Der Pascha hatte den Antonius noch nie gesehen. Er war über die ehrwürdige Gestalt des frommen Priesters sehr verwundert und betrachtete ihn einige Augenblicke.

„O wie schrecklich wäre es gewesen," sprach er, „wenn ein solches Haupt durch meine Schuld unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen wäre!"

Abdallah ging jetzt schnell auf Antonius zu, bot ihm die Hand und sprach: „Luzius hat mir verziehen; verzeihe mir auch du! Sey mein Freund, wie er es nun auch ist."

Luzius umarmte Antonius unter Freudenthränen. Antonius weinte auch vor Freude. Beide waren sehr gerührt; beide lobten und priesen Gott. Der Pascha war von diesem Augenblicke sehr ergriffen. „Erlaubt mir," sagte er, „daß ich euch auch umarme! Und nun kommt, und setzt euch zu mir! Wir haben noch Vieles mit einander zu reden!"

„Ihr aber, meine lieben Kinder," sprach Abdallah zu den Knaben, „geht nun zu Elminen, meiner Gemahlin. Erzählt ihr, was hier vorgegangen ist. Sagt ihr, ich lasse sie bitten, mich wissen zu lassen, ob und bis wann ich sie besuchen dürfe." Beide Knaben sprangen augenblicklich fort, und hüpften vor Freude. Sie sprangen in das Zimmer der Frau und riefen: „Der Pascha hat eben jetzt unsern Vater und unsern Lehrer umarmt. Wir haben gesehen, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Alle drei sitzen jetzt sehr freundlich und vergnügt beisammen. Er, dein Gemahl, läßt dich fragen, ob er zu dir kommen dürfe?"

Die Frau hatte schon mit Erstaunen vernom-

men, daß ihr Gemahl seinen Sinn geändert, und sich gegen Luzius und Antonius sehr gnädig bezeigt habe. Sie erwartete, ihr Gemahl werde auch ihrer nicht vergessen. Sie war deßhalb über diese Botschaft höchst erfreut. Sie weinte vor Freuden und schloß beide Kinder, die ihr die Hände küssen wollten, in ihre Arme. „O eilt," sprach sie, „sagt meinem Gemahl, ich freue mich unaussprechlich, ihn zu sehen!" Die Knaben eilten fort; sie flogen mehr, als sie gingen.

Abdallah stand unverzüglich auf und ging zu seiner Gemahlin. Er blieb unter der Thüre stehen, und sprach: „O geliebteste Elmine! Kannst du mir verzeihen? Ach, ich habe dich schwer beleidigt. Ich habe dir viele Angst und großen Jammer bereitet. Ich habe dich sogar tödten wollen! O zürne nicht über mich!" Elmine eilte mit offenen Armen auf ihn zu. „Ach," sagte sie, „ich habe nie über dich gezürnt. Ich habe nur immer für dich gebetet." „Dein Gebet," sprach Abdallah, „war nicht vergebens. Ich habe vorhin Alles aufgeboten, deinen Sinn zu ändern; aber nun hat Gott meinen Sinn geändert. Ich habe nichts mehr dagegen, daß du eine Christin bist; ich hoffe, auch noch ein Christ zu werden."

Beide setzten sich auf das Sopha. Sie erzählte, wie sie die zwei Knaben kennen gelernt, wie sie auf die kindlichen, rührenden Gespräche der Knaben

hin den Antonius habe rufen lassen, wie die Türken den Vater der Knaben als Gefangenen hieher gebracht haben, und wie sie ihn seinen Kindern wieder gegeben habe. „Ich denke," sagte sie, „dies Alles hat Gott so gefügt. Ich glaubte nicht anders handeln zu können. Du wirst mir nicht Unrecht geben." „Du hast ganz recht gehandelt," sprach er; „ich hätte es wohl auch so gemacht, nur nicht so gut, wie du. Ich danke Gott mit dir." Er blickte gerührt zum Himmel. „Doch nun kommt mit mir," sprach er; „unsere Freunde warten auf uns. Wir wollen mit einander einen seligen Abend zubringen."

Abdallah trat mit seiner Gemahlin, Arm in Arm, in das Zimmer. Sein Angesicht leuchtete von Freude. Auch sie lächelte mit Augen voll Freudenthränen. Luzius und Antonius bezeigten ihre freudige Theilnahme. Alle, auch die Knaben, waren voll Seligkeit. „Wir wollen diesen Abend zusammen speisen," sagte der Pascha. „Das Mittagsessen ist mir heute ohnedies ganz aus dem Sinne gekommen, und euch wird es wohl auch so gegangen seyn."

Ueber eine Weile wurde aufgetragen. Vergnügter und seliger war nicht leicht eine Tischgesellschaft. Als es anfing spät zu werden, hieß Elmine die Knaben, in deren Augen sich der Schlaf meldete, zu Bette gehen. Der Pascha aber, seine

Gemahlin, Luzius und Antonius vertieften sich so in fromme Gespräche, daß sie bis lange nach Mitternacht beisammen blieben.

Sechzehntes Kapitel.

Ein großer Entschluß.

Am folgenden Morgen hatte Abdallah Amtsgeschäfte vorzunehmen, deren eine Menge auf ihn wartete, und ihm bis zum späten Abende kaum einen freien Augenblick übrig ließ. Viele Beamten kamen, ihm über ihre Verwaltung während seiner langen Abwesenheit Rechenschaft abzulegen. So ging es alle Tage, und währte mehrere Wochen. Elmine blieb meistens in ihren Zimmern. Antonius und Luzius waren wieder, wie zuvor, in dem Garten beschäftigt. Die Sehnsucht nach ihrem geliebten Vaterlande regte sich mächtig in ihrem Herzen. Luzius ließ durch seine Söhne Elmine an ihr Versprechen erinnern, ihn zu entlassen, und Elmine redete darüber mit ihrem Gemahl.

Abdallah kam in den Garten und sprach zu Luzius und Antonius: „Ich kann mir denken, daß ihr euch aus diesem unchristlichen Lande in euer Vaterland zurücksehnt. Allein der Winter ist vor

der Thüre. In dieser rauhen Jahreszeit ist es nicht gut reisen. Aus aufrichtigem Wohlwollen gegen euch kann ich euch noch nicht entlassen; jedoch muß ich gestehen, daß einiger Eigennutz dabei ist. So viel mir daran liegt, euch keinen unnöthigen Beschwerden und Gefahren auszusetzen, so ist es mir doch auch um mich zu thun. Ich möchte eures belehrenden und erbaulichen Umganges gerne noch länger genießen. Den ehrwürdigen Antonius könnte ich schon gar nicht entbehren. Denn mir liegt nun an meinem Seelenheile mehr, als an aller Herrlichkeit der Welt. Ich bitte euch also, bleibt noch bei uns!"

Sie willigten in seine Bitte, und er brachte von nun an alle seine freien Stunden in ihrer Gesellschaft zu. Besonders hatte er mit Antonius lange Unterredungen über christliche Wahrheiten. Oft spät in der Nacht, wenn er in der kleinen Zelle, die Antonius in der Gärtnerwohnung bezogen hatte, noch Licht sah, schlich er aus Furcht der Türken zu ihm, wie einst Nikodemus aus Furcht der Juden zu Christus.

Allein die Türken merkten es dennoch, und es wollte ihnen gar nicht gefallen, daß ihr Pascha mit dem Christen Luzius, und sogar mit einem christlichen Priester, dem Antonius, so vertraulich umgehe. Sie fanden aber, daß der Pascha von dieser Zeit an nicht mehr so jähzornig, sondern

viel sanfter und milder sey; daß er Niemanden mehr, der eine Beschwerde vorzubringen hatte, ungehört abweise; daß er Manches in der Uebereilung begangene Unrecht wieder vergüte; und so waren sie denn zufrieden. „Wir haben es nun besser unter ihm,“ sagten sie, „und so ist es gut.“

Antonius wußte die Wahrheit, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der christlichen Religion so klar und lebhaft darzustellen, daß Abdallah immer mehr dafür eingenommen wurde. Der fromme, erleuchtete Priester fing von dem Sündenfalle der ersten Menschen und der göttlichen Verheißung eines Erlösers an, durchging die ältesten Weissagungen der Propheten, die alle an Jesus erfüllt worden; erzählte dann ganz einfach die Geschichte Jesu — von seiner wundervollen Geburt, von den Engeln, den Hirten, den Weisen aus Morgenland, die sich bei seiner Krippe eingefunden — von der Taufe Jesu, dem offenen Himmel, und der Stimme, die vom Himmel kam — von der himmlischen Lehre Jesu — von seinen Weissagungen, die eben so, wie die der Propheten von Ihm, in Erfüllung gegangen — von seinen wohlthätigen Wunderthaten — von seinem Leiden — der blutigen Dornenkrone und dem Kreuze, von seiner unendlichen Liebe, mit der Er für die Menschen in den Tod ging, mit der Er noch für seine Mörder betete — von seiner herrlichen Auferstehung — den Engeln und

Frauen am Grabe — von seiner Himmelfahrt — von der Geistessendung, und wie die Apostel von diesem Geiste erleuchtet und entflammt, hingingen in alle Welt, und mächtig in Worten und Thaten die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Erlöser der sündigen Welt, überall auf Erden verkündeten. Abdallah hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, und ward mehrmals innig gerührt.

Was aber die Worte des frommen Mannes noch eindringender machte, war die Glaubensfreudigkeit, die fromme Begeisterung, mit der er redete — und vor Allem sein Leben, das mit seinen Lehren so schön übereinstimmte. Abdallah dachte sehr ernstlich nach über Alles, was er seit einer Zeit her gehört und gesehen hatte. Er saß manche Stunde allein in seinem Zimmer, oder ging an schönen Herbsttagen in den Gängen des Gartens auf und ab, und sann nach, und überlegte Alles in seinem Herzen.

Einmal kam seine Gemahlin in den Garten, fand ihn auf einer einsamen Bank sitzend, und sprach zu ihm: „Warum bist du immer so nachdenkend und immer so allein? Worüber sinnest du?“ „Ach,“ sprach er, „das kannst du dir ja leicht denken! Die Religion, zu der du dich nunmehr bekennest, ist mein einziger Gedanke. Ich dachte eben an unsere zwei Freunde. Sie sind doch recht edle Menschen. Dieser Antonius ist so von Herzen

demüthig, so sanftmüthig, so voll Liebe gegen Gott und Menschen, so einfach, so redlich und aufrichtig, daß ich ihn nicht genug bewundern kann. Auch Luzius ist ein sehr vortrefflicher Mann. So erfahren er in Weltgeschäften ist, so ist er doch über die Güter, Ehren und Lüste dieser Welt weit erhaben. Diese beiden Christen hängen an nichts Irdischem mehr. Sie sind ganz durchdrungen von Liebe zu Gott und den Menschen; ihr ganzer Sinn ist nur darauf gerichtet, Gott zu ehren und den Menschen Gutes zu thun. O welch ein Unterschied ist zwischen diesen zwei Männern und den hochmüthigen, geldgierigen, blutdürstigen, wollüstigen Türken, wie sie fast alle sind. — Und dann die zwei holden Knaben, Timotheus und Philemon! Wie lieben sie ihren Vater! Wie hangen sie mit ganzer Seele an ihrem Lehrer und seinem Munde! Wie gehorchen sie jedem Winke! Wie freundlich und fröhlich sind sie immer! Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte, und was mir unvergeßlich bleibt, ist der Muth, mit dem sie bereit waren zu sterben, voll des lebhaftesten Wunsches, der festesten Hoffnung in den Himmel zu kommen!"

„Und auch du, liebste Elmine, du warst zwar immer eine gutgeartete, sanfte, liebenswürdige Frau. Aber seit du eine Christin bist — o denke nicht, daß ich dir schmeicheln wolle! — kommst du mir vor wie ein himmlisches Wesen. Wenn ich, unbe-

merkt von dir, dich in deiner Andacht, deinem frommen Gebete erblickte, schienst du mir wie verklärt! Und mit welcher himmlischen Sanftmuth hast du mir mein rohes, rachgieriges Betragen, die Tigerwuth, mit der ich dich ermorden wollte, verziehen! Nein — nicht verziehen! Du hattest nicht einmal über mich gezürnt! Du warest mir nicht einmal gram geworden!" Er hatte Thränen in den Augen und umarmte sie. „Eine Religion," sprach er, „die so gute Menschen bildet, muß eine gute Religion seyn. Ich bin nun entschlossen, auch ein Christ zu werden. Dieser mein Entschluß steht unerschütterlich fest."

Siebenzehntes Kapitel.

Ein christlicher Gottesdienst.

Abdallah eröffnete seinen Entschluß, ein Christ zu werden, seinen zwei Freunden. Beide Freunde waren darüber hoch erfreut und dankten Gott. — „Nur," sprach Abdallah, „muß die Sache für jetzt noch ein Geheimniß bleiben. Dazu habe ich meine wichtigen Gründe. Indeß möchte ich doch hier in meinem Pallaste eine christliche Hauskapelle haben. Und diese ließe sich, wie ich denke, wohl zu Stande

bringen, ohne daß die Türken etwas davon merken. Ich habe einmal, da ich zu Konstantinopel war, in dem Hause eines der christlichen Gesandten, eine solche Kapelle gesehen, die mir mit dem reich gezierten Altare und den schönen Gemälden schon damals — freilich nur in Hinsicht der Kunst — sehr wohl gefiel. Ich denke, das Zimmer, in dem ich bisher meine Schätze und Kostbarkeiten aufbewahrte, und wohin ich nur selten einem Menschen den Zutritt gestattete, ist am besten dazu geeignet. Ihr aber, meine Freunde, müßt mir dazu behülflich seyn, diesen Gedanken auszuführen."

Luzius, der gewandte, viel erfahrene Kaufmann, erbot sich, die goldenen und silbernen Gefäße zum Altardienste herbei zu schaffen. Antonius übernahm es, ein Meßbuch, ein Ritual und die übrigen nöthigen Bücher, nebst der priesterlichen Kleidung zu besorgen. „Und ich," sprach der Pascha, und strich sich vergnügt den Bart, „werde euch sogleich mehr Geld dazu geben, als nur immer dazu erforderlich seyn kann. Laßt nur Alles recht kostbar und auf das schönste machen. Verabredet miteinander das Weitere. Sorgt dafür, daß Alles, wohl in Kisten gepackt, unter meiner Addresse, sicher an die Gränze gebracht werde. Ich werde Anstalten treffen, daß die Kisten, ohne Plackereien und Untersuchungen von Mauthnern und Gränzwächtern, schleunig hieher kommen. Meiner Gemahlin müßt ihr

aber zur Zeit noch nichts davon sagen. Ich möchte sie gerne überraschen."

Zur großen Freude Abdallah's kamen, eher als er dachte, die Kisten an. Er wäre gern dabei zugegen gewesen, als Antonius und Luzius das Zimmer zur Kapelle, oder vielmehr nur zu einem Betsaale einrichteten. Allein wichtige Amtsgeschäfte riefen ihn eben jetzt ab in eine entfernte Stadt. Das war seinen zwei Freunden sehr lieb. Sie wollten auch ihn überraschen.

Ein zierlicher Tisch von Cedernholz diente zum Altar. Ueber dem Altare wurde an der Wand ein schönes Gemälde in goldenem Rahmen angebracht. Auf dem Altare wurde ein silbernes Kruzifix, nebst sechs silbernen Leuchtern aufgestellt. Der kostbare, mit Edelsteinen besetzte goldene Kelch und Kelchteller, die kleinen silbernen und vergoldeten Kännchen für Wein und Wasser, nebst dem Teller worauf sie standen, alles von schöner getriebener Arbeit, die Meßglöcklein von Silber, auch die priesterlichen Kleider, wurden seitwärts in einem anstoßenden, geräumigen, hohen Gewölbe verwahrt, das zur Sakristei dienen mußte.

Als Abdallah von seiner Geschäftsreise zurückkam, und sich unverzüglich in seine Kapelle begab, ward er wirklich sehr überrascht. Er rief, bevor er sich Zeit nahm, Alles näher zu besehen, Elminen herbei, und führte sie herein. Beide lobten Alles, was sie erblickten. Vorzüglich aber gefiel ihnen

das Altarblatt. Es stellte die heiligen drei Könige vor. Elmine war entzückt über die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde Abdallah bewunderte überdies die ehrwürdige Gestalt der Könige. Ihre morgenländische Tracht, die Bedeckung des Hauptes, die einem türkischen Bunde glich, und noch besonders der Mohr, hatte seinen ganzen Beifall. Auch den Stern, der hoch oben glänzte, bemerkte er wohlgefällig. „Auch mir," sprach er, „hat Gott einen Stern aufgehen lassen. Auch ich will mit diesen Königen meinen göttlichen Erlöser anbeten!"

Der zur Taufe Abdallah's bestimmte Tag brach an. Antonius hatte ihn über die heilige Handlung der Taufe und das heilige Geheimniß des Altars seit mehreren Tagen her eifrig unterrichtet. Abdallah trat, von seiner Gemahlin und von seinem Freunde Luzius begleitet, in die Kapelle. Die Kerzen auf dem Altare brannten, das Meßbuch war aufgeschlagen Abdallah und Elmine wunderten sich aber, daß Antonius noch nicht zugegen sey. Auch Luzius war befremdet, seine Söhne, die sich schon früher hieher begeben hatten, nicht zu sehen. Allein jetzt traten beide Knaben in Kirchenkleidung aus der Seitenthüre, um am Altare zu dienen, oder wie man zu sagen pflegt, zu ministriren. Antonius hatte ihnen dazu den erforderlichen Unterricht gegeben. Er folgte ihnen in priesterlicher Kleidung und trat an den Altar.

Abdallah legte vor dem Altare mit kräftiger Stimme das Glaubensbekenntniß ab. Antonius taufte ihn. Abdallah bekam in der Taufe, auf sein Verlangen den Namen Paulus. „Bisher,“ sprach er, „war ich ein Saulus. Gott gebe, daß ein Paulus aus mir werde.“ Luzius war Taufzeuge. Elmine zerfloß in Thränen der seligsten Rührung. Sie dachte daran, wie auch sie getauft worden, und wie sie seit dieser Zeit so selig und gleichsam in den Himmel versetzt war.

Nun entrichtete Antonius das heiligste Opfer, wobei der Neugetaufte und dessen Gemahlin, voll frommer Sehnsucht, der heiligen Geheimnisse des Altars theilhaft werden wollten. Bei dem dreimaligen: „Heilig, heilig, heilig!“ und bei der Erhebung der geweihten Hostie und des gesegneten Kelches klingelten die Knaben. Abdallah und Elmine schlugen, mehr aus Andacht, als weil sie es gelehrt worden, sich tief neigend an die Brust. Nachdem der Priester die heiligen Geheimnisse des Leibes und Blutes des Herrn genossen hatte, reichte er zuerst dem Abdallah, und dann Elminen das Brod des Lebens. Beide beteten in Anbetung versunken. Antonius begab sich mit seinen zwei Altardienern in die Sakristei. Es verging wohl eine halbe Stunde, bis er mit ihnen, in gewöhnlicher Kleidung, wieder heraustrat. Auch er hatte inbrünstig für Abdallah und Elmine zu Gott gefleht.

„Mein Sohn, meine Tochter," sprach er, indem er zu ihnen trat, „Gott wolle euch Beiden diese heiligen Handlungen zum ewigen Leben gereichen lassen." Abdallah umarmte ihn; Elmine küßte ihm die Hand. Ein jedes ging stille auf sein Zimmer, um dort noch zu beten, und in Gott versammelt zu bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abschied.

Luzius verlangte nun immer sehnlicher, mit seinen Söhnen in sein Vaterland zurückzukehren. „Ich kann dir dies nicht verdenken," sprach Abdallah. „Auch ich habe nicht im Sinne, für immer hier in diesem Lande zu bleiben. Allein sogleich kann ich noch nicht abreisen. Ich habe noch vieles Unrecht, das ich anrichtete, zu vergüten. Ich will nicht, gleich einem flüchtigen Diebe, mich aus dem Staube machen. Ich will dem Sultane von meiner Verwaltung Rechenschaft ablegen, und von ihm, auf meine Bitte, der Ordnung gemäß meine Entlassung erhalten. Wenn er in der Folge, nachdem ich abgereist seyn werde, vernehmen wird, ich sey kein Türke mehr, so soll er doch sagen müssen, ich

sey nicht nur ein ehrlicher Mann geblieben, sondern es noch mehr geworden. Er soll keine Ursache finden, den Glauben, den ich nun angenommen habe, zu schmähen. Auch das große Vermögen, das meine Gemahlin mir zugebracht hat, will ich in Sicherheit bringen. Ich will an ihr und den Armen, kein Unrecht begehen. Sie wird ihren Reichthum zum Besten der Armen besser zu verwenden wissen, als wenn er, wer weiß, in welche raubgierige Hände käme. Ich will in Allem als ein Mann, und als ein Christ handeln."

Elmine war darauf bedacht, Luzius und seine zwei Söhne ganz neu und aufs beste kleiden zu lassen. Unter den christlichen Sklaven in der Stadt befand sich ein junger Mann aus Ungarn, der ein sehr geschickter Kleidermacher war, und mit seinen trefflichen Arbeiten seinem Herrn vielen Gewinn brachte. Elmine ließ ihn kommen, und fragte ihn, ob er sich getraue, für Luzius und dessen Söhne ungarische Kleider zu verfertigen, und ob er diese Arbeit übernehmen wolle? „O, mit tausend Freuden!" rief er; „ich verstehe mich noch viel besser darauf, ungarische, als türkische Kleider zu machen. Und sie müssen gewiß so gut ausfallen, als ehemals mein Meisterstück. Alle Meister und Gesellen von ganz Ungarn müßten, wenn sie zusammengerufen würden, sie auch für ein Meisterstück erklären." Er bat sich die Erlaubniß aus, das Maaß

zu nehmen. Elmine ließ Timotheus und Philemon rufen. „Das ist lustig,“ sprach er, indem er sie erblickte, „und erspart mir viele Mühe. Ich brauche nur an Einem der jungen Herren das Maaß zu nehmen, um für Beide die Kleider zu verfertigen.“ Hierauf ließ Elmine ihn von den beiden Brüdern zu Vater Luzius führen. Nach einiger Zeit brachte der fleißige junge Mann die Kleider. Sie waren wie angegossen. Elmine lobte die Arbeit, bezahlte ihm das Macherlohn, reichte ihm überdies noch ein Geschenk, und sagte: „Der Pascha wird, wie ich nicht zweifle, auf meine Bitte, dich von deinem Herrn kaufen, und dann dir die Freiheit schenken.“ Der flinke Gesell verneigte sich tief, küßte ihr die Hand, und hüpfte höchst vergnügt und erfreut zur Thüre hinaus.

Es stand aber noch über ein Jahr an, bis Luzius mit seinen Söhnen abreisen konnte. Abdallah wollte sie bis zur Gränzstadt, wo er Geschäfte vorzunehmen hatte, begleiten, ward aber durch andere Geschäfte immer daran gehindert; Elmine suchte aus mütterlicher Zärtlichkeit die Abreise so lange, als es nur immer schicklich war, zu verzögern; Luzius wurde bedenklich krank, und brauchte längere Zeit bis er sich wieder erholt hatte.

Endlich brach der Morgen an, der zur Abreise bestimmt war. Abdallah, Luzius und seine Söhne hatten das Frühstück eingenommen. Alle standen

zur Abreise bereit. Da fingen beide Knaben auf einmal laut an zu weinen. „Was ist euch, meine lieben Kinder?“ sprach Elmine. „Ach, ach,“ riefen Beide, „ach, daß wir dich verlassen müssen!“ Sie küßten ihr die Hände und benetzten sie mit Thränen. „Ach, ist es dieses?“ sprach Elmine. „Nun, nun, meine lieben Kinder! Seyd getrost; wir sehen uns ja bald wieder.“

Beide näherten sich nun schluchzend und mit heißen Thränen ihrem theuren Lehrer Antonius, um Abschied zu nehmen. Abdallah sprach: „Ihr weinet ja, als müßtet ihr aus der Welt scheiden; ihr geht ja nur in ein anderes Land, in euer geliebtes Vaterland — und wir kommen nach. Bald, bald kommen wir dort alle wieder zusammen.“

„So ist es!“ sprach Antonius. „Und so ist es auch, wenn eines unserer Geliebten, sey es Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester, die Reise in die Ewigkeit antreten muß. Es ist nur um eine kleine Weile zu thun. Dort, dort im Himmel, unserm rechten Vaterlande, hoffen wir alle wieder zusammen zu kommen. Darum seyd getrost, meine lieben Kinder! Bei jedem Abschied ist der beste Trost der Christen: Wir sehen uns wieder — in dieser oder in jener Welt.“

Die Knaben trockneten ihre Thränen und wurden ruhiger. Der Reisewagen fuhr vor; eine Schaar tapferer Janitscharen saß schon lange zu Pferd, ihn

zu begleiten. Abdallah stieg mit Luzius in den Wagen; Timotheus und Philemon stiegen auch ein und setzten sich rückwärts. Alle boten Elminen und Antonius noch aus dem Wagen die Hand. Die Knaben winkten ihnen mit ihren nassen Tüchern noch lange.

Doch bald erheiterten die Knaben sich wieder. Die Berge und Thäler, die Wälder und Felder, die Flecken und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbeiflogen, machten ihnen viele Freude. Sie konnten sich nicht genug darüber wundern. Einige Gegenden mit Wald und Felsen waren gar unvergleichlich schön. Alle im Wagen dankten Gott, daß er seine Welt so schön geschaffen habe.

Neunzehntes Kapitel.

Der Juwelenhändler.

Der Wagen kam glücklich in der Gränzstadt an. Zwei Janitscharen zu Pferd hatten es schon einen Tag vorher in der Stadt angesagt, der Pascha werde kommen. Es waren daher am Stadtthore und auf der Straße eine Menge Leute versammelt, ihn zu sehen.

Der Pascha stieg bei dem großen Hause ab,

das für Reisende aller Art sehr gut eingerichtet war, und verlangte, man solle ihn in das beste und größte Zimmer führen. Es sah zwar nicht prächtig, aber doch ordentlich aus, und von den Fenstern hatte man eine weite, herrliche Aussicht hinüber nach Ungarn. Luzius trat an ein Fenster, erblickte seine vaterländischen Berge und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er blickte zum Himmel und dankte Gott, der ihm nach so manchen Leiden eine so fröhliche Heimkehr ins Vaterland bereitete.

Indeß trat ein Mann in ganz hübscher türkischer Kleidung, mit einem zierlichen Kästchen unter dem Arme herein, neigte sich tief vor dem Pascha, und sagte: „Befehlen Eure Herrlichkeit Nichts von meinen Waaren? Ich handle mit lauter Kostbarkeiten, mit dem prächtigsten Schmucke für Herren und Damen. Das feinste Gold, die herrlichsten Edelsteine! Alles gut und ächt, und sehr wohlfeil. Ich mache immer die billigsten Preise!"

Ehe der Pascha antwortete, hatte der Mann die Waaren schon auf dem Tische ausgelegt. „Von diesen Ringen und Armbändern, mit Diamanten, Rubinen und andern Juwelen besetzt," sprach er, „von diesen goldenen Halskettelchen sollten Euere Herrlichkeit doch der Frau Gemahlin Etwas mit nach Hause bringen."

Luzius trat nun auch an den Tisch, besah die

Waaren, auf die er sich als Kaufmann sehr gut verstand, und sagte: „Das Gold ist schlecht, es hat kaum sechs Karat; die Steine aber sind alle falsch!“

„Ei, Gott behüt!“ rief der Mann. „Wer dies sagt, der versteht sich schlecht auf Gold und Edelsteine. Seine Hoheit da,“ sagte er, sich gegen den Pascha verneigend, „ist, wie ich sogleich bemerkt habe, ein wahrer Kenner.“

Luzius blickte dem Manne ins Gesicht, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sprach: „Schurke! dich kenne ich schon lange. Du wolltest mich auch einmal betrügen! Ja, du hast einen Bürger meiner Vaterstadt um eine große Summe Geldes wirklich betrogen. Der brave Mann wäre ein Bettler geworden, wenn der Betrug am Ende nicht noch glücklich wäre entdeckt worden.“

„Das ist nicht so,“ rief der Betrüger, „der Herr irrt sich! Ich habe den Herrn noch mit keinem Auge gesehen! Ich weiß gar nicht, wer er ist!“ Indeß bemerkte er das ernste Gesicht und die zornigen Blicke, die der Pascha auf ihn richtete, und sagte: „Je nun, sey der seltsame, wunderliche Herr Christ da, wer er will. Er hat mir, wie ich sehe, nun schon ein böses Spiel gemacht. Ich werde hier nichts gewinnen.“ Er raffte seine Waaren schnell zusammen und wollte sich entfernen.

Jetzt traten Timotheus und Philemon herein.

Der Vater hatte ihnen, auf ihre Bitte erlaubt, die Stadt ein wenig zu besehen. Timotheus rief sogleich: „Dies ist der Mann, der uns geraubt hat." „Ja," sprach Philemon, ihn näher betrachtend, „er ist es!" Beide Knaben sagten: „Die Stadt kam uns, als wir hereinfuhren, sogleich so bekannt vor. Wir erinnerten uns gar wohl, daß wir schon einmal hier gewesen." „Und," sagte Timotheus, indem er im Zimmer umher blickte, „eben in dieser Stube hat der Mann da uns verkauft. Auf diesem Tische hier wurde ihm das Geld ausbezahlt." Philemon sagte: „Der Wirth der damals zugegen war, hatte großes Mitleid mit uns; er konnte uns aber nicht retten. Allein jetzt scheint er freilich uns nicht mehr zu kennen."

Der Handelsmann stand, mit seinem Kästchen unter dem Arm sehr erschrocken da. Indeß läugnete er Alles. Er schwur darauf und rief: „Weiß Gott! Ich kenne die feinen jungen Herren nicht. Wie könnte ein Mensch auch so verwegen seyn, auf einmal zwei so schöne Herrchen, die bei dem großen Pascha in so hohen Gnaden stehen, zu entführen und zu verschachern. Ein solcher verruchter Bösewicht wäre ja nicht werth, daß ihn die Erde trage!"

Der Pascha ließ den Wirth hereinkommen, und fragte ihn, ob er die Knaben kenne. Beide traten vor den Wirth. Er betrachtete sie aufmerksam,

und sagte dann: „Ja, jetzt erinnere ich mich ihrer. Anfangs erkannte ich sie nicht wieder, denn Beide sind indeß sehr gewachsen. Allein die große Aehnlichkeit, die sie mit einander haben, über die ich mich damals schon sehr verwunderte, und die, auch jetzt noch, nicht größer seyn könnte, ist mir ein sicheres Kennzeichen, daß sie wirklich die zwei Knaben sind, die der Mann da, in dem Saale hier, verkauft hat. Von dem Manne weiß ich aber sonst nichts zu sagen. Ich habe ihn seit der Zeit nicht mehr gesehen, noch etwas von ihm gehört."

Jetzt rief der Pascha den Kadi, den Richter der Stadt, der sich eben hatte melden lassen und im Vorzimmer stand, herein, erzählte ihm, wessen der Mann beschuldigt werde, und erkundigte sich, was der Kadi von diesem Manne wisse.

Der Kadi sprach: „Der Mann war mir bisher gänzlich unbekannt. Denn ich bin noch nicht länger, als seit einem Jahre hier, und sehe ihn, da er erst vor einigen Tagen wieder in diese Gegend kam, jetzt das erste Mal. Der Beschreibung nach, die meine Leute mir von einem gewissen verdächtigen Edelsteinhändler machten, ist es dieser. Er gibt sich, dem Vernehmen nach, bald für einen Türken, bald für einen Christen aus. Andern Nachrichten zufolge, die ich aber nicht verbürgen kann, ist er ein polnischer Jude. Wer er indeß auch seyn mag, so wäre er meiner Wachsamkeit

nicht entgangen. Ich gab meinen Gerichtsdienern und Ausspähern die gemessensten Befehle, wohl aufzupassen, um ihn auf einem betrügerischen Streiche zu ertappen. Nun ward der Betrüger, freilich ohne mein und meiner Leute Zuthun, bloß durch den Scharfblick Eurer Herrlichkeit entdeckt und entlarvt."

Hierauf ersuchte der Pascha den Luzius, jenen frühern Betrug des Mannes zu erzählen. Luzius erzählte: „Der Betrüger hat schon vor mehreren Jahren, einem sehr wackern, gutmüthigen Handelsmanne meiner Vaterstadt, der aber nicht für sehr klug gehalten wurde, einen Wechsel überreicht und das Geld dafür eingestrichen. Der Betrogene ward erst, als er das Papier in Geld umsetzen wollte, zu seinem Schrecken inne, der Wechsel sey falsch. Er verklagte den Mann. Der Betrüger läugnete aber, der Wechsel, den ihm das Gericht vorzeigte, sey aus seiner Hand gekommen; er behauptete, er habe dem Handelsmanne einen ganz andern, ächten Wechsel gegeben. Der Betrogene kam in seinem großen Jammer zu mir. Ich nahm mich des guten, bedauernswerthen Mannes an. Ich empfahl ihn meinem Advokaten, und versprach, alle Gebühren zu bezahlen. Der Betrüger kam in Arrest. Er wußte sich aber einen sehr listigen Sachwalter zu verschaffen. Es entstand ein Prozeß. Nach ziemlich langer Zeit erfolgte endlich

der Urtheilsspruch: Der Betrüger habe das eingenommene Geld zurückzuerstatten, und sämmtliche Prozeßkosten zu bezahlen. Den ausgestandenen Arrest von mehreren Monaten wolle das Gericht ihm als Strafe gelten lassen. Uebrigens sey er da noch manche andere schlechte Streiche von ihm entdeckt worden seyen, unter polizeiliche Aufsicht zu stellen — bis zur Besserung. Sein Advokat fragte ihn: „Was ist nun zu machen? Wollen wir uns in den Spruch ergeben, oder an eine höhere Gerichtsstelle appelliren?" Die Antwort, die der Bösewicht gab, ist einzig. Sein Advokat selbst hat sie einmal mit lachendem Munde in einer zahlreichen Gesellschaft erzählt. „Je nun," hatte der Verurtheilte zu dem Advokaten gesagt, „auf das Zahlen will ich, so ungern ich es thue, mich einlassen; allein wenn wir nur die Besserung wegbringen könnten!"

Alle lachten; der Pascha sagte aber sehr ernsthaft: „Dem bösen Menschen ist es allerdings gelungen, sich der polizeilichen Aufsicht zu entziehen; auch hatte er offenbar nie einen Gedanken an Besserung, sondern verharrte in seiner Bosheit. Obwohl aber weder ich, noch irgend eine weltliche Macht ihn zwingen kann, sich zu bessern, so kann ich ihn doch verhindern, ferner Böses zu thun. — Die Sache ist mir ganz klar; sie bedarf keiner weitern Untersuchung. Er blieb ein verhärteter

Bösewicht, und entführte, kaum aus dem Gefängnisse befreit, die zwei Kinder, theils um sich zu rächen, theils um an ihnen das ausgelegte Geld für die Prozeßkosten wieder zu gewinnen. Wie er ehemals die Leute mit falschen Wechseln betrogen hat, so betrügt er sie jetzt mit falschen Edelsteinen. Man feßle den ruchlosen Kinderräuber, und führe ihn als Sklave in die Bleibergwerke ab. Dort soll er bei harter Arbeit und magerer Kost für seine Frevelthaten büßen."

Luzius sprach: „Das ist die strafende Gerechtigkeit Gottes! Der böse Mann hat meine lieben Kinder hier in diesem Saale zu Sklaven verkauft; jetzt ward er selbst in eben dem Saale zur Sklaverei verurtheilt. Ein Bösewicht mag sein Wesen, ohne sonderlich dafür bestraft zu werden, lange treiben. Am Ende läuft er doch noch, durch wiederholte Uebelthaten immer kecker geworden, blindlings in sein Verderben. Gott weiß ihn zu finden. Möchten doch alle Menschen sich dies zur Warnung seyn lassen, und vor Gottes allsehendem Auge immer gut und gerecht handeln."

Am folgenden Morgen sehr frühe hatte Luzius sich mit seinen Söhnen reisefertig gemacht. Der Pascha hatte ihn überreichlich mit Gold versehen, den erlittenen Kriegsschaden und das Versäumniß seiner Geschäfte wieder zu vergüten und dem wahrscheinlichen Verfalle seiner Güter wieder zu steuern.

Er umarmte Luzius; beide Knaben küßten ihm dankbar die Hände, und baten ihn weinend, Elminen und ihren theuren Lehrer zu grüßen und auch ihnen noch einmal zu danken. Abdallah drückte beide Knaben an sein Herz, und sprach: „Ihr seyd meine guten Engel gewesen. Ihr habt, oder vielmehr hat Gott durch euch einen Tiger in ein Lamm umgeschaffen. Weinet nicht, und lebet wohl!“ Die Knaben konnten vor Schluchzen nicht mehr reden; auch den Vater machte die Rührung stumm. Abdallah begleitete sie noch an den Reisewagen. „Gott, der Allmächtige, segne und bewahre euch und euren guten Vater!“ rief er noch, indem der Wagen abfuhr. „Will's Gott, ehe ein Jahr vergeht, sehen wir uns wieder!“

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Mönch.

Luzius kam mit seinen Söhnen in seiner Vaterstadt an. Die Nachricht, der edle Mann, und auch seine Söhne seyen wieder da, verbreitete sich sogleich durch die ganze Stadt. Viele Menschen drängten sich herbei, ihn zu begrüßen. „O Gottlob,“ rief mancher alte Freund, „daß wir dich wie-

der sehen! O wie gut, wie wunderbar ist Gott. Und auch deine Söhne hast du mit dir gebracht. Wir hielten sie längst für verloren. O wie schön und groß sind sie geworden! Die zarten Knäblein sind bereits Jünglinge. Wir können Gott nicht genug loben und preisen!"

Luzius ging in sein Haus, das man, in der Hoffnung, er werde dereinst wieder kommen, Miethleuten eingeräumt hatte; es war aber während seiner langen Abwesenheit sehr vergangen und ganz unansehnlich geworden. Seine Handelsgeschäfte hatten aufgehört; Niemand hatte sich gefunden, sie fortzusetzen. Er hatte viel zu thun, das Haus wieder herzustellen, und seine Handlung, wobei ihm jedoch seine Söhne behülflich seyn konnten, wieder in Gang zu bringen.

Er begab sich auf sein Landgut. Auch dort wurden er und seine Söhne mit Jubel aufgenommen. Das ganze Dorf lief zusammen. Die Leute die ehemals den Verlust der kleinen Knaben schmerzlich beweint hatten, vergoßen nun bei dem Anblicke der blühenden Jünglinge und ihres edlen Vaters Freudenthränen.

Auch hier hatte man Haus und Güter einstweilen verpachtet. Das Haus fand Luzius sehr baufällig, und er traf sogleich Anstalten, es von Innen und Außen zu erneuern. Von den Blumenbeeten des Gartens war nichts mehr zu sehen; man

hatte auf den Beeten Kohl und Rüben angebaut. Nur der Baumgarten, den Luzius angelegt hatte, gewährte einen herrlichen Anblick. Die jungen Bäumchen, die er gepflanzt hatte, waren nun Bäume, mit weit ausgebreiteten Aesten, die mit reichlichem Laube und unzähligen Blüthen prangten.

Ein Jahr verfloß dem Vater und den Söhnen unter anstrengenden Beschäftigungen. Jetzt stellte sich wieder der Frühling in seiner vollen Pracht ein. Sie suchten, nachdem sie täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abende unausgesetzt in der düstern Schreibstube gearbeitet hatten, auf dem Lande sich zu erholen, und schöpften da frischen Athem und freuten sich der Güte und Freundlichkeit Gottes im Anblicke seiner herrlichen Werke.

An einem schönen Frühlingsabende saßen beide Jünglinge auf einer Bank neben der Hausthüre. Der Vater hatte noch Briefe zu schreiben, und wollte später heraus kommen. Da sahen sie auf dem Fußwege, der nicht weit von ihrem Hause vorbei und weiter hinein in das Dorf führte, einen fremden Wanderer, der sich nach einer Nachtherberge umzusehen schien. Er hatte ein langes, braunes Gewand an, hielt in seiner rechten Hand einen langen weißen Stab, und unter seinem linken Arme ein Buch, und trug auf dem Kopfe einen großen, schwarzen Strohhut, der an beiden Seiten aufgeschlagen war. „Das ist ein frommer Klosterbru-

der," sagte Timotheus, „oder gar einer der ehrwürdigen Väter aus irgend einem Kloster." „Er scheint in der Gegend ganz fremd zu seyn," sprach Philemon. „Wir wollen ihn einladen, in unserm Hause zu übernachten. Das wird unserm Hause Segen bringen."

Sie gingen auf ihn zu. Er aber streckte ihnen beide Arme entgegen, und rief voll der höchsten Freude: „Gott grüße euch, meine liebsten Söhne! O wie danke ich Gott, daß gerade ihr die zwei ersten Menschen seyd, die mir in diesem — eurem Wohnorte begegnen!"

„O unser geliebtester Lehrer!" riefen Beide voll des lebhaftesten Entzückens, und eilten in seine Arme. „O bester Vater Antonius! O welche Freude, dich wieder zu sehen!" Sie hatten ihn weil sie ihn bisher nur in der grünen Gärtnerkleidung gesehen hatten, in seiner Ordenstracht, die er nun wieder angelegt hatte, nicht gleich erkannt. „O wie wird unser Vater sich freuen!" sagten sie, „o komm doch sogleich mit uns zu ihm!"

Ein Jeder faßte einen seiner Arme, um ihn zu ihrem Vater zu führen Der Vater war eben so hoch erfreut. Beide würdige Männer umarmten sich unter Thränen des Dankes gegen Gott. Timotheus und Philemon nahmen dem geliebten Lehrer Hut, Reisestab und Mantel ab, und führten ihn zum Sopha, damit er von der Reise ausruhen

möge. „Setzt euch Beide neben ihn!“ sagte der Vater, und setzte sich ihm gegenüber auf einen Sessel.

„Und was macht unser Freund Abdallah?“ sprach jetzt Luzius, „was macht seine Gemahlin, die fromme Elmine? Wird ihnen ihr Vorhaben, in unser Land zu kommen, wohl gelingen?“

„Ich denke,“ sprach Antonius, „sie befinden sich wohl, und ich hoffe, sie werden bald hier seyn. Es ist aber schon über sechs Wochen, daß ich sie verlassen habe. Dies kam so: Wie ihr wißt, gehöre ich dem Orden des heiligen Franziskus an. Da war es mir nun die dringendste Angelegenheit, eines unsrer Klöster zu besuchen, mich als noch lebend zu melden, wieder in den Orden einzutreten, und mit meinem Ordenshabit bekleidet zu werden. Ich bat daher unsern Freund Abdallah, mir zu erlauben, früher abreisen zu dürfen, als er seine Reise antreten wollte; welche Erlaubniß er mir denn auch, nach einigen Einwendungen, gab. Mit welcher Freude ich in dem Kloster aufgenommen wurde, kann ich euch gar nicht beschreiben. Meine Mitbrüder hatten seit der Nachricht, ich sey in türkische Gefangenschaft gerathen, nichts mehr von mir gehört, und hatten mich für todt gehalten. Mit großer Aufmerksamkeit hörten sie meine Erzählung, und lobten und priesen Gott für Abdallah's und Elminens Bekehrung. Auch was ich ihnen von euch meine lieben Söhne, und von eurem Vater erzählte,

vernahmen sie mit herzlicher Theilnahme und innigem Danke gegen Gott. Alle waren höchst erfreut!"

„Indeß erinnerten sich unter den Vätern des Klosters nur die zwei ältesten, mich von Angesicht gekannt zu haben; die übrigen waren alle erst später in das Kloster gekommen, und hatten nur von mir gehört. Jene ehrwürdigen zwei Greise mit schneeweißen Haaren, der Guardian und der Senior des Klosters, hatten deßhalb aus Allen die größte Freude mich zu sehen. Ich mußte, während ich erzählte, eben so zwischen ihnen sitzen, wie ich jetzt zwischen euch blühenden Jünglingen sitze. Am Ende meiner Erzählung sagten sie mir zwei denkwürdige Worte, die auch ihr euch wohl merken müsset.

Der Pater Guardian sprach zu mir: „Erinnerst du dich noch der Worte der heiligen Schrift, die ich dir zum Abschied sagte: „Habe deine Lust an dem Herrn, und Er wird dir thun, was dein Herz begehrt." Diese Worte sind gewißlich wahr. Denn wer Gott liebt, begehrt nichts Eitles oder Unrechtes. Du hattest ein großes Verlangen, zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen, und diesen deinen heißen Wunsch hat nun der gütige, barmherzige Gott erfüllt."

Der Senior des Klosters sprach: „Ich habe damals, als du dich auf den Weg machtest, dir gesagt: „Empfiehl Gott deine Wege, und Er wird es wohl machen." Auch dieser Spruch ging in

Erfüllung; Gott hat, troß aller Widerwärtigkeiten, am Ende Alles wohl gemacht."

„Und nun," sprach Antonius, „fehlt nichts mehr, daß meine Freude vollkommen sey, als unsern Freund Abdallah und seine fromme Gemahlin Elmine hier zu sehen, die auch beide, so Gott will, gewiß recht bald hier ankommen werden."

Da es bereits ziemlich spät, und Antonius sehr ermüdet war, genoß er nur noch einiges Wenige zur Abendmahlzeit, und begab sich dann zur Ruhe.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Am folgenden Morgen sprach Antonius zu Luzius und dessen Söhnen: „Vielleicht wird Euch noch heute eine große Freude zu Theil. Wenn Alles nach Wunsch geht, und keine besondere Hindernisse dazwischen kommen, so werden Abdallah und Elmine heute Abend hier eintreffen. Ich war unschlüssig, ob ich es Euch sagen solle oder nicht, weil Euch für heute die Freude denn doch könnte vereitelt werden. Indeß halte ich es für das Beste, in Allem gerade und aufrichtig zu handeln." Luzius

und seine Söhne waren schon über die Hoffnung, vielleicht heute noch ihre theuren Freunde zu sehen, voll Entzücken.

Bald nach Tische und lange bevor es Abend wurde, sagten die beiden Jünglinge: „Nun wollen wir unsern geliebten Gästen entgegen gehen!" „Sehr wohl, meine Söhne!" sprach der Vater. „Geht beide; ich werde später nachkommen. Ich will indeß bei unserm lieben Freunde bleiben. Er ist von seiner Reise zu ermüdet, um weit zu gehen, und so allein kann ich ihn doch nicht hier zurücklassen."

Beide Jünglinge eilten fort. Sie waren schon über eine Stunde weit gegangen, immer in die Ferne blickend, ohne Jemand zu sehen, als hie und da einen Landmann, der aus der Stadt kam, ihnen aber von fremden Reisenden nichts zu sagen wußte. Endlich rief Timotheus: „Dort kommt ein leichtes, zweisitziges Kütschchen, in dem ein Herr und eine Dame sitzen. Das sind sie vielleicht!" „Ach nein," sagte Philemon, „das sind, ihrer Tracht nach, vornehme ungarische Edelleute."

Das Fuhrwerk kam näher. Da rief die Frau auf einmal: „Timotheus! Philemon! O ihr meine geliebten Kinder!" Es war Elmine. Auch Abdallah rief ihnen zu: „Seyd mir gegrüßt, meine lieben Söhne!" Er befahl dem Kutscher zu halten, und sprach zu Elminen: „Wir wollen aussteigen und

den noch übrigen Weg zu Fuße zurücklegen." Beide stiegen aus, und begrüßten die zwei Jünglinge so freundlich, als nur immer die zärtlichsten Aeltern ihre geliebten Söhne beim Wiedersehen begrüßen können. „Wie befindet sich euer Vater?" sagte Abdallah. „Ist Antonius glücklich angekommen?" fragte Elmine. „O ja," antworteten die erfreuten Jünglinge; „beide könnten sich gar nicht besser befinden. Sie sind voll Freude, sich wieder zu sehen, und erwarten auch Euch mit eben so großem Entzücken."

Timotheus fragte Abdallah: „Hat der Sultan dich doch entlassen?" „Sehr ungern," erwiederte Abdallah, „jedoch sehr gnädig. Auch erlaubte er mir, eine Reise in christliche Länder zu machen. Er beschenkte mich auch noch, um, wie er sagte, meine getreuen Dienste zu belohnen, mit einem Ehrensäbel."

Philemon fragte Elmine: „Wie seyd Ihr denn zu der prächtigen ungarischen Kleidung gekommen?" „Hast du denn," sprach sie, „jenen geschickten Gesellen vergessen, der euch Brüder und euren Vater so trefflich gekleidet hat? Mein Gemahl kaufte ihn. Nachdem er einige Zeit in unserm Hause gewesen, und ich von seiner Treue und Redlichkeit mich überzeugt hatte, gab ich ihm den Auftrag, ungarische Kleider für Abdallah und mich zu verfertigen. Darüber sprang er vor Freude hoch auf." „Dieser Euer Auftrag," sagte er, „erfüllt mich mit den

seligsten Hoffnungen. Ich sehe daraus, daß Ihr Euch nun bald frei und öffentlich zur christlichen Religion bekennen werdet.“ „Wohl,“ sprach ich, „allein das muß für jetzt noch ein Geheimniß bleiben.“ „Das versteht sich,“ sagte er; „ich werde deßhalb in meinem kleinen Stübchen bei verschlossener Thüre arbeiten. Ich habe,“ sagte er, „gestern Abends, als ich bei der Mahlzeit auftrug, in der Eile eine schöne, große Schüssel von dem feinsten Porzellan auf den Boden fallen lassen, daß sie in Stücke zerbrach. Sagt nun, ich habe deßhalb Zimmerarrest“ So sprach der etwas leichtsinnige junge Mensch. Ich wollte dies nicht sagen. Allein die Leute im Hause meinten dennoch, er sey wegen dieses Fehlers eingesperrt worden, und ich — hielt es nicht für klug, ihnen diese irrige Meinung zu benehmen.“ Er brachte die Kleider ganz vortrefflich zu Stande. Wir wollten ihn mit uns nehmen; er wollte aber lieber zu seinen alten Aeltern zurückkehren. Wir gestatteten es ihm und versahen ihn mit Reisegeld. Darüber vergoß er Freudenthränen, und reiste an dem nächsten Tage ab.“

Timotheus fragte Abdallah: „Habt Ihr mit Eurer Gemahlin die weite Reise so ganz allein gemacht?“ „O nein,“ sprach Abdallah; „der treffliche Hauptmann Omar, der nun auch ein Christ ist, begleitete mich“ „Aber,“ fragte Philemon Elminen: „Was macht denn die gute Kammerfrau

Zerine, die so viel Liebe gegen uns gezeigt und so viele Mühe mit uns gehabt hat, als wir noch kleine Knaben waren?" „Auch sie ist bei mir," sagte Elmine; „auch sie ist nun eine Christin."

Die Jünglinge fragten nach einigen andern christlichen Sklaven und Sklavinnen, die sich vor den Uebrigen durch christliche Geduld und Ergebung in ihrem Sklavenstand ausgezeichnet und ihnen, den beiden Brüdern, immer mit großer Freundlichkeit viele Gefälligkeiten erwiesen hatten. „Einige von ihnen," sagte Abdallah, „haben wir mit uns genommen. Sie wollten freiwillig in unsern Diensten bleiben. Den Uebrigen, die sich in ihr Vaterland zu ihren Aeltern oder Verwandten zurücksehnten, habe ich die Freiheit geschenkt, sie mit allem Nöthigen zur Reise versehen, und ihnen Gelegenheit verschafft, sicher in ihre Heimath zu gelangen."

Elmine erzählte, daß die junge türkische Sklavin Orma, die immer und vor allen Andern die größte Liebe, Treue und Anhänglichkeit zu ihr gezeigt hatte, nun auch den christlichen Glauben angenommen habe und auch mitkomme. Sie hatte bei der Taufe den Namen jener treuen Magd in der Apostelgeschichte, „Rhode" erhalten.

„Aber," fragte Timotheus, „wo habt Ihr denn alle diese lieben Leute gelassen? Warum sind sie nicht bei Euch?" Elmine sagte: „Wir haben in der Stadt, wo wir gestern übernachteten, ihnen gesagt,

sie sollen dort bleiben, bis wir ihnen weitere Nachricht geben würden. Ich fürchtete, wenn wir so viele Leute mitbrächten, euren guten Vater und auch euch in Verlegenheit zu setzen." „O ja wohl," sagte Abdallah, „wenn ein solcher Trupp Leute ein Haus plötzlich überfiele, das wäre ja wie im Krieg!"

„O sorgt nicht," sprachen die Jünglinge, „es fehlt uns eben nicht an Raum. Wir hätten schon zurecht kommen wollen; indeß wird es sich jetzt um so leichter machen lassen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Abendmahlzeit.

Unter diesen und dergleichen Gesprächen näherten Abdallah und Elmine sich, von beiden Jünglingen begleitet, dem Dorfe. Als sie nur noch eine Viertelstunde dahin hatten, kamen Luzius und Antonius ihnen entgegen. Abdallah und Luzius umarmten sich mit großer Rührung; Elmine bot ihrem Freunde Luzius die Hand. Beide, Abdallah und Elmine, nahmen ihn in ihre Mitte und redeten auf das Freundlichste und Lebhafteste mit ihm. Sie hatten sich einander so Vieles zu erzählen,

daß sie an kein Ende zu kommen, ja kaum anzufangen wußten. Antonius ging in der Mitte beider Jünglinge. Sie erzählten ihm voll Freude Alles, was sie von Abdallah und Elminen vernommen hatten, und Antonius, der Vieles davon noch nicht wußte, weil er die Türkei schon vor einigen Wochen verlassen hatte, war hoch erfreut.

Als sie alle bei dem Landhause ankamen, sprach Luzius zu Abdallah und Elmine: „Der Friede Gottes komme mit Euch in dieses Haus, und bleibe immer darin! — Diese Wohnung ist freilich nur klein und gering, im Vergleich mit dem großen, herrlichen Pallaste, den Ihr aus Liebe zu Gott und zu Christus verlassen habt. Doch Alles, was ich habe, steht Euch zu Gebot. Wir wollen, in christlicher Liebe und mit Dank gegen Gott, die milden Gaben, die Er uns verleiht, genießen. Ich denke, wir werden hier recht zufrieden und vergnügt zusammen leben.“

„Gewiß,“ sagte Antonius. „Die Mauern von Marmor und die mit Gold und seidenen Tapeten verzierten Wände machen es nicht aus. Sie können uns die Ruhe des Herzens und die rechte Seligkeit, die nur in Gott zu finden ist, nicht geben. Mancher Arme lebt in seiner Hütte vergnügter und zufriedener, als viele Reiche in dem prachtvollsten Pallaste.“

Sie traten in das Haus; der Tisch stand be-

reits gedeckt. Elmine betrachtete die runde, zierliche Tafel mit Vergnügen, rief aber: „Warum nur vier Gedecke? Speisen Timotheus und Philemon nicht mit uns!" Beide sagten: „Es macht uns Freude, und wir rechnen es uns zur großen Ehre, unsere zweite Mutter und ihren Gemahl, unsern großen Wohlthäter, bei Tische bedienen zu dürfen. Wir lassen es uns nicht nehmen, die Aufwärter zu machen." Sie waren auch bei diesem Geschäfte so aufmerksam, so gewandt und flink, so gefällig und freundlich, daß der Pascha gestand, bei all seiner ehemaligen Macht und Herrlichkeit sey er von seinen zitternden Sklaven nie so gut bedient worden „Die Liebe geht über Alles," sprach Antonius, „was bloß aus Furcht und Zwang oder um des Geldes willen geschieht, ist nichts. Es macht den Herren und den Dienern nur gar zu oft Unbehagen und Verdruß."

Als die Mahlzeit zur Hälfte vorüber war, sprach Elmine: „Nun kann ich es aber nicht mehr länger ertragen, euch, meine lieben Söhne, als Aufwärter und Bediente dastehen zu sehen. O kommt, setzt euch zu Tische! Es ist Raum genug an der Tafel und auch Speisen sind noch im Ueberflusse vorhanden." „Ja," sagte Abdallah, „du Timotheus, setze dich hieher, zwischen mich und deinen Vater!" „Und du, lieber Philemon," sprach Elmine, „nimm hier zwischen mir und unserm Leh-

rer Platz!" Sie weigerten sich und sagten: „O, wir sind schon von der Freude satt; es ist uns gar nicht um das Essen." Elmine sprach: „Es ist schön, wenn der Mensch höhere Freuden kennt, als Speis und Trank; doch werden auch die Freuden der Tafel erhöht durch Dank gegen Gott und Gastfreundlichkeit!" Antonius sprach das einzige Wort: „Gehorcht!" Und nun setzten sich Beide augenblicklich an den Tisch. Elmine legte dem Philemon, Abdallah dem Timotheus vor und beide aßen.

Auf der Tafel stand auch in zierlichen Gefäßen Wein. Abdallah und Elmine aber tranken während der Mahlzeit nur Wasser. „Nun," sagte Luzius, indem er eine versiegelte Flasche öffnete, „müßt Ihr wenigstens doch diesen Wein kosten! Dieser Wein da ist ein gar köstliches Gewächs; er ist aus Tokay. Wir pflegen ihn deßhalb, wie Ihr seht, nur aus kleinen Gläschen zu trinken. Trinkt einmal mit uns," sprach er lächelnd, „sonst muß ich Euch noch für Türken halten." „Nun so will ich denn trinken," sagte Abdallah. „Es ist das erste Mal, daß ich Wein trinke. Denn, wie Ihr eben bemerktet, hat der Prophet Mahomed den Türken den Wein ganz und gar verboten." Abdallah trank und leerte sogleich das ganze Gläschen. Elmine netzte bloß die Lippen. Abdallah gestattete aber gern, daß Luzius noch einmal ein-

schenke. „Unter vielem Andern," sagte Abdallah, „was ich dem falschen Propheten nicht verzeihen kann, ist nunmehr auch dies, daß er den Türken ein so köstliches Getränk verboten hat."

Antonius, der in Allem eine sehr billige Denkungsart hatte, sprach: „In diesem Stücke möchte ich dem Mahomed nicht ganz Unrecht geben. Er hatte zu diesem Verbote sehr wahrscheinlich seine guten Gründe. Für die Türken, und — wenn Ihr es mir nicht übel nehmen wollt! — für ein so rohes Volk, wie damals die Türken waren, scheint mir ein solches Verbot sehr heilsam. Ach, der Wein und auch andere starke Getränke, im Uebermaße genossen, haben schon großes Unheil angerichtet. Mancher Säufer hat sich um Vermögen, Gesundheit und Leben gebracht. Auch verleitete der Rausch schon viele Menschen zu den abscheulichsten Handlungen, sogar zu Mordthaten. Freilich sollte es des äußerlichen Zwanges, eines unbedingten Verbotes, nicht bedürfen. Bei Menschen, die einmal zur Vernunft und zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, und die sich selbst beherrschen können, wäre ein solches Verbot auch unnöthig, ja sehr hart. Allein einem Trinker, der sich nicht zu mäßigen weiß, wüßte ich keinen bessern Rath zu geben, als dem Weine und derlei Getränken ganz zu entsagen, und das Weinhaus oder die Branntweinstube gar nicht mehr zu betreten."

„Nun, nun," sprach Luzius, „für Euch wäre ein solcher Rath ganz gewiß überflüssig." Er wollte ihm noch einmal einschenken. Allein Antonius bedeckte das Glas mit der Hand, und sagte: „Es ist genug. Euch aber, meine Freunde, will ich nicht wehren, diese Flasche auszutrinken. Laß aber, lieber Luzius, die zweite und dritte dort wieder in den Keller bringen." Antonius mußte sich jedoch auf vieles Zureden noch auf ein halbes Gläschen einlassen. Sie tranken die Flasche aus, und Abdallah wurde von dem wenigen Weine, weil er noch nie Wein getrunken hatte und ihn nicht gewohnt war, sehr fröhlich.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Rückblicke.

„Nun," sprach Antonius, „erlaubt mir noch ein ernstes Wort! — Ich habe es mir mein Leben lang zum Geschäfte gemacht, über die Wege der göttlichen Vorsehung nachzudenken. Und so habe ich denn auch über unsere Geschichte viel nachgedacht. Laßt Euch einmal erzählen, was ich herausgebracht habe. Ich will von mir selbst anfangen."

„Ich trat als ein junger Studirender in den Orden, den der heilige Franziskus, dieser wunderbar erleuchtete Mann, gestiftet hat, — einen Orden, der, wie ich denke, viel Gutes wirkt und viele Herzen Christo dem Herrn zuwendet. Allein es wollte mir Anfangs gar nicht gefallen, daß man mir in dem Kloster die Gartenarbeit anwies. Ich wollte höher hinaus. Ich hätte lieber den Garten Gottes, den Weinberg des Herrn angebaut. Ich brannte von Begierde, die Heiden zu bekehren. Endlich wurde mein Wunsch einiger Maßen erfüllt. Ich wurde ausgesendet, in jenen Gegenden an der Gränze Ungarns, wo großer Mangel an Geistlichen war, das Evangelium zu predigen. Allein die Türken ergriffen mich und führten mich hinweg in die Sklaverei. Das hielt ich nun für das größte Unglück meines Lebens. Allein wie gut war es nun für mich, daß ich von dem trefflichen Klostergärtner die Gärtnerei erlernt hatte! Sie bewirkte, daß ich viel milder als andere Sklaven behandelt wurde. Aber das war das Wenigste. Meine Kunst, Blumen zu ziehen und Bäume zu pflanzen, ward die Veranlassung, daß ich zwei schönere Blumen, zwei hoffnungsvollere Bäumchen — jene zwei lieblichen Knäblein in Obhut und Pflege nehmen konnte. Ja, nur als Gärtner konnte ich in den Pallast des Pascha, ohne Aufsehen zu erregen, eingeführt und der Religionslehrer dieser

vortrefflichen Frau — und in der Folge auch ihres Gemahls werden. Ach, wie hätte ich damals, als ich in dem Klostergarten, oft nicht ohne Mißmuth, das Gartenmesser ergriff oder die Schaufel in die Hand nahm, auch nur ahnen können, eben diese seyen die Werkzeuge, mit denen ich armer Mensch es so weit bringen werde, einen Pascha, den allgewaltigen Statthalter des Großherrn, den Befehlshaber mächtiger Kriegsheere, in der christlichen Religion zu unterrichten. So wunderbar sind Gottes Wege; so wunderbar weiß Er durch geringe Mittel ein großes Ziel zu erreichen!"

„Du, liebster Luzius, hattest einen großen Jammer, als dir deine lieben Kinder geraubt wurden. Es mußte dir äußerst schwer fallen, selbst gefangen und auf dem Sklavenmarkte zum Verkaufe ausgestellt zu werden. Allein eben dort hast du deine verlornen Kinder wieder gefunden. Die Sklavenfesseln wurden dir abgenommen! In dem Pallaste des Pascha lernten wir uns kennen, und knüpften das schönste Band — das Band wahrer christlicher Freundschaft. Die liebevolle Wohlthäterin deiner armen Kinder wurde auch die Wohlthäterin des Vaters. Wir verlebten dort selige Tage. Zwar kamen noch große Leiden über dich. Du wurdest in einen schauerlichen Kerker geworfen; du standest schon auf der Richtstätte; das Schwert des Todes war schon über dich geschwungen! Durch deine Kin-

der hat Gott dich errettet. So groß deine Leiden gewesen, deine Freude wurde doch noch größer und ist es noch jetzt. Gott führt in die Grube und wieder heraus. Er weiß im rechten Augenblicke zu helfen. Er leitet denen, die Ihn lieben, Alles zum Besten!"

„Und ihr, meine Söhne, ihr, geliebten Zwillingsbrüder! — was soll ich von euch sagen? An euch und durch euch hat Gott große Dinge gethan: Er schuf euch einander so ähnlich; Er gab euch die einander ganz gleiche und liebliche Gestalt, die Aller Augen auf euch zog, und euch die Herzen der Menschen gewann. Er hatte, als man euch in das Haus des Sklavenhändlers brachte, mich schon vorausgeschickt, damit ich dort in jenem schönen Garten euer Religionslehrer würde, und euch Gott und Jesus Christus noch näher kennen lehrte. Und wer hat es so gefügt, daß Elmine, die große Kinderfreundin, keine eigene Kinder hatte; daß sie, als euch der Sklavenhändler auf dem Marktplatze verkaufen wollte, eben an das Fenster trat; und daß sie, als ihr schmerzlich weinend Abschied nehmen solltet, so gerührt ward, — und den armen verlassenen Knäblein eine zweite Mutter wurde? Alles dieses geschah durch Gottes Leitung. Gott hat, als man euren geliebten Vater hinrichten wollte, euch die Freudigkeit und den Muth verliehen zu der Bitte, mit ihm hingerichtet zu werden. Er hat

euch die rechten Worte in den Mund gelegt. Euer Anblick, eure vereinten kindlichen Bitten — über Alles aber ein Lichtstrahl von Oben — hat das Herz des mächtigen Gebieters gerührt, ihm ein so großes Heil wiederfahren lassen, und uns Allen unaussprechliche Freude bereitet!"

„Ja," rief Antonius mit hoher Rührung, mit leuchtenden Blicken und gefalteten Händen: „Du großer, allmächtiger, barmherziger Gott, der Du Himmel und Erde geschaffen und alle unsere Haare gezählt hast, der Du die ganze Welt regierest und alle Dinge leitest, Du, ohne Dessen Wissen und Willen kein Vögelein vom Dache, kein Haar von unserm Haupte fällt — Du hast es so geschehen lassen, daß diese Söhne aus ihrem väterlichen Hause entführt, und in ein entferntes Land gebracht worden. Nicht durch den Anschlag jenes Bösewichts, sondern durch Deinen Rathschluß sind sie dorthin gekommen; er selbst mußte, wider Wissen und Willen dazu beitragen, daß Dein Wille erfüllt werde! Du hast aus den weisesten und liebevollsten Absichten, Vater und Kinder getrennt, um uns Alle hier zu vereinigen, im Glauben an Dich und an Denjenigen, den Du zu unserm Heile in diese Welt gesandt hast, an Jesus Christus! Dir sey inniger, unaussprechlicher, ewiger Dank! O verleih, daß wir Alle in Glaube und Liebe Ein Herz und Eine Seele bleiben! daß wir einst im Himmel Dir ewig

danken! Dir sey Dank, Anbetung, Lob und Ehre und Preis und Ruhm in alle Ewigkeit!"

Alle hatten die Hände gefaltet, und jedes Wort klang in ihrem Herzen nach. Voll Andacht und mit Thränen in den Augen sagten Alle: „Amen." Mehr ließ die Empfindung sie nicht sagen. Ihr Mund vermochte nicht auszusprechen, was ihr Herz empfand. Sie gingen stillschweigend aus einander, und begaben sich zur Ruhe.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Dankfest.

Am folgenden Tage standen Alle sehr frühe auf. Die Freude ließ sie nicht länger schlafen. Sie versammelten sich in dem Saale, in den der reine, helle Morgenhimmel herein leuchtete, und den schönsten Frühlingstag verkündete. Sie brachten ihr Gebet Gott zum Morgenopfer dar. Hierauf gingen sie hinaus in das Freie, um der frischen Frühlingsluft und des Wohlgeruches der Blumen zu genießen, und die Sonne aufgehen zu sehen.

Abdallah ging stillschweigend und mit forschenden Blicken umher, um die Gegend in Augenschein zu nehmen. „Warum besiehst du Alles gar so ge-

nau?" fragte Elmine. „Gefällt dir das alte Bauernhaus da drüben so wohl, daß du es so aufmerksam betrachtest?" „Nicht das Haus," sprach Abdallah, „sondern der Platz, worauf es steht." Er rief Luzius herbei, der eben seine Blumen dem Gartenfreunde Antonius zeigte, und sprach zu ihm: „Dieses Haus gedenke ich zu kaufen. Ich werde dem Bauer, der es bewohnt, so viel dafür bezahlen, daß er sich anderswohin ein anderes, neues und viel besseres Haus bauen kann. Die alte, baufällige Hütte werde ich dann niederreißen, und mir da, gerade deinem Haus gegenüber, eine Wohnung bauen lassen. Wir sind dann Nachbarn. Nur der schöne, grüne Rasenplatz mit den Blumenbeeten und den schattigen Fruchtbäumen liegt dann zwischen uns, und ich denke, wir werden wohl gute Nachbarschaft halten. Mein Haus soll ganz so werden, wie das Deinige. Beide Häuser sollen einander so gleich sehen, wie deine Söhne. Wenn wir alternden Leute einmal die Augen schließen, so soll das Haus deinen Söhnen, diesen jungen Männern und ihren künftigen Familien überlassen bleiben. Ich denke, die Wahl zwischen den ganz gleichen Häusern werde ihnen nicht schwer fallen, und auch sie werden die besten Nachbarn seyn." Was Abdallah sagte, ging in der Folge in Erfüllung.

Noch vor Tische machte die ganze Gesellschaft

dem Pfarrer des Ortes einen Besuch. Sie trafen ihn in seinem kleinen Gärtchen. Der alte Mann begrüßte Abdallah und Elminen so freundlich als ehrerbietig. Mit Antonius war er aber sogleich vertrauter, und schüttelte ihm kräftig die Hand. Nachdem die Gesellschaft eine Weile geblieben war, sagte Luzius: „Die zwei geistlichen Herren haben sich wohl Manches zu sagen, das nicht für uns Laien ist. Wir wollen uns entfernen; der Herr Pfarrer ist aber heute Mittag mein Gast.“

Sie gingen; Antonius blieb, und sagte zu dem Pfarrer: „Herr Luzius hat allerdings Recht. Ich habe zwei Bitten vorzubringen. Luzius bekommt heute noch mehrere Gäste, für die er kaum Raum haben wird; für mich aber ist es schicklicher in einem geistlichen Hause zu wohnen. Ich bitte daher nur um ein kleines Kämmerlein, wo ich für mich allein seyn kann. Meine andere Bitte besteht darin: Dieser vornehme Türke und seine Gemahlin, und alle die Türken und Türkinnen, die mit ihnen kommen, sind nunmehr Christen. Morgen werden sie die Kirche besuchen — und da wäre es doch wohl schicklich, in der Kirche ein kleines Dankfest anzuordnen.“ „Ein recht großes Dank- und Freudenfest,“ rief der Pfarrer, „ein so großes, als es dahier nur immer möglich ist! Freilich, freilich, heute ist es schon Samstag, und morgen Sonntag. Das ist sehr kurz angestellt. Doch, mein Meß-

ner und ich werden dennoch thun, was nur immer in unsern Kräften steht. Das Nöthigste ist ein feierliches Hochamt!" Er lud Antonius ein, es zu halten. Antonius versprach es, und empfahl sich. Der Pfarrer aber eilte, so schnell als es seine alten Füße vermochten, zu seinem Meßner, um die nöthigen Anstalten mit ihm zu verabreden.

Auf den Abend gab es bei Luzius neue Freuden, neue freundliche Begrüßungen. Abdallah's und Elminens Gefolge, lauter christliche Freunde kamen an. Der Hauptmann Omar und zwei Diener waren zu Pferd und noch türkisch gekleidet. Zerine, Orma und noch zwei Dienerinnen, nach ungarischer Art gekleidet, saßen in Abdallah's schwerem Reisewagen, dem zwei noch viel schwerere Packwagen folgten. Abdallah hatte das leichte Kütschchen bloß gemiethet, um noch an dem bestimmten Abende einzutreffen.

Am folgenden Morgen begaben sich Alle zur Kirche. Die ganze Gemeinde war schon lange vor der Zeit in der Kirche versammelt; die Leute hatten vernommen, welche vornehmen Gäste angekommen seyen. „Ein Pascha," hieß es, „seine Frau und seine Dienerschaft, lauter Türken, die Christen geworden sind! Das ist ein großes Wunder."

Der Pfarrer in seinen schönsten Chorkleidern bot Abdallah und Elmine am Portale der Kirche nach altem Gebrauche das Weihwasser. „Es ist,"

sprach Antonius, der neben dem Pfarrer stand, „zur Erinnerung an unsern allerersten Eintritt in die Kirche an das Taufwasser und an das Taufgelübde. So oft wir in die Kirche treten, sollen wir allzeit den Vorsatz erneuern, Alles zu halten, was wir bei der Taufe angelobt haben, und ein neues, Gott geweihtes Leben zu führen."

Die ländliche Kirche prangte mit grünen Maien, der Altar war mit Blumen geschmückt. Ein silbernes Kruzifix und sechs brennende Kerzen auf zierlichen Leuchtern standen auf dem Altare. Ein großes, schönes Gemälde diente dem Altare zur großen Zierde; auch an den reinen weißen Wänden erblickte man schöne Gemälde. Luzius hatte die Kirche neu bauen lassen, und seine selige Frau hatte so viel auf die Kirchenzierde verwendet.

Elmine blieb einige Augenblicke verwundert stehen, und betrachtete die Kirche. Sie hatte, außer jenem Zimmer, das zu einer Hauskapelle eingerichtet worden, noch keine christliche Kirche gesehen. „So sehen alle christlichen Kirchen aus," sagte Luzius; „nur sind die Domkirchen großer Städte viel prächtiger, aber in der Hauptsache dieser ähnlich." Denn damals waren alle christlichen Kirchen, in Ungarn und Deutschland, noch lauter katholische Kirchen.

Der Pfarrer führte Abdallah, Elmine und Luzius zu einem Betstuhle, der, mit rothem Tuche

bedeckt, vor dem Altare stand. Antonius hatte sich indeß in die Sakristei begeben. Jetzt trat er in reichem, mit Gold verziertem Ornate aus der Sakristei. Timotheus und Philemon traten vor ihm her, indem sie es sich zur Ehre rechneten, als Ministranten am Altare zu dienen. Der Weihrauch wurde in das Rauchfaß eingelegt, und lieblich duftende Weihrauchwolken stiegen empor. „So," sprach Luzius, „soll unser Gebet zum Himmel emporsteigen."

Als der Priester am Altare die heilige Handlung anfing, erhob sich ein lieblicher Gesang. Dann betete das Volk wieder stille. Ueber eine Weile ertönte der Gesang wieder. Und so abwechselnd. Elmine, auch Abdallah und alle Anwesende waren voll Andacht.

Zuletzt stimmte der Priester das hohe „Te Deum" an: „Herr, Gott, wir loben Dich!" und die ganze Gemeinde fing nun an, den herrlichen Lobgesang mit lauter Stimme zu singen.

Als die Gesellschaft, nach dem Schlusse der Andacht, aus der Kirche trat, sprach Abdallah: „Unser ganzes künftiges Leben soll der beständige, wiewohl stillschweigende Lobgesang seyn: O Gott, wir loben Dich!"

Das Karthäuserkloster.

1.

Zwei hoffnungsvolle Knaben.

Ritter Otto lebte auf seiner alterthümlichen, mit dicken Mauern und hohen Thürmen befestigten Burg in tiefer Trauer, und die finstern Tannenwälder umher, von denen die Burg den Namen Finsterwalde hatte, kam ihm noch einmal so finster und traurig vor. Seine geliebte Hausfrau, die fromme Edeltraut, die ihm diese Wildniß zum Paradiese gemacht hatte, ward in der Blüthe des Lebens ihm vom Tode entrissen. Der treffliche Ritter hatte in seinem abgeschiedenen Aufenthalte nun keine Freude mehr, als seine zwei kleinen Söhne, Albert und Burkhard. Die zwei lieblichen Knaben blühten zwischen den düstern Burgmauern auf, frisch und schön, wie Rosen. Er that für ihre Erziehung, so viel als er konnte. Ein alter ehrwürdiger Geistliche, der Pfarrer des benachbarten Dorfes, kam, wenn die Witterung nicht gar zu schlecht war, die Woche zwei- oder dreimal auf

die Burg, las in der Burgkapelle die heilige Messe, und unterrichtete die Knaben in dem Christenthume. Der Vater aber übte sie, so viel ihr zartes Alter es gestattete, in den Waffen. Er lehrte sie mit dem Pfeile ein entferntes Ziel sicher treffen, mit Anstand und Gewandtheit zu Pferde sitzen und im Galoppe mit der Lanzenspitze einen Ring auffangen, der hoch an einem Faden schwebte. Auch an den rauhesten Tagen nahm er sie, um sie abzuhärten, mit auf die Jagd.

Eines Tages nun sagte der Ritter zu ihnen: „Liebe Söhne! Künftige Woche ist das Fest Mariä Himmelfahrt. Vor drei Jahren, an eben diesem Tage, starb eure Mutter. Ihre fromme, reine Seele ward, was ich zu Gott hoffe, wie Maria in den Himmel aufgenommen; ihr entseelter Leib liegt, wie ihr wißt, drei Meilen von hier, in der Klosterkirche der Karthäuser begraben. Die jährliche Gedächtnißfeier ihres Todes wird am Tage nach Mariä Himmelfahrt von den ehrwürdigen Vätern des Klosters mit Gebet und Gesang, und mit einem Traueramte festlich gefeiert. Ich fand mich immer bei dieser traurigen Feierlichkeit ein. Dieses Mal aber sollt ihr mich das erste Mal dahin begleiten. Ihr seyd nun stark genug, einen solchen Ritt mitzumachen. Da wollen wir dann an dem kalten Grabsteine eurer lieben Mutter zusammen weinen; denn ich, wie wohl man mich für einen tapfern,

strengen Ritter hält, schäme mich nicht der Thränen um sie. Und auch ihr, wenn ihr daran denkt, wie gut eure Mutter war, und wie lieb sie euch hatte, werdet an ihrem Grabe in Thränen zerfließen.“ Dem Ritter standen, als er dies sagte, die hellen Thränen in den Augen. Auch den Knaben flossen, als sie den Vater weinen sahen, reichliche Thränen über die blühenden Wangen.

Indeß verdrängte die Freude, mit dem Vater einen solchen weiten Ritt machen zu dürfen, aus ihren jugendlichen Herzen bald allen Schmerz. Ihr tägliches Gespräch war nunmehr die bevorstehende Reise in die Karthause. So nannte man gewöhnlich das Kloster, von dem sie schon sehr vieles gehört hatten. Denn die Großältern der Knaben wurden als Stifter des Karthäuserklosters von Jedermann weit umher in der Gegend geehrt und gerühmt. Der Großvater hatte Grund und Boden, Holz und Bausteine dazu hergegeben, die Großmutter aber ihren ganzen kostbaren Schmuck zur Bestreitung der Baukosten verwandt. Auch die selige Mutter der Knaben hatte der Kirche daselbst Gold und Edelsteine vermacht, heilige Gefäße zum Gottesdienste daraus zu verfertigen. Ueberdies hatte sie noch eine wohlthätige Stiftung für Arme gemacht. Denn ihr ganzes Bestreben war immer, Gott zu verherrlichen und den Menschen Gutes zu thun.

An dem bestimmten Tage, lange bevor der Morgen anbrach, wurden die gesattelten Pferde vorgeführt. Der Ritter bestieg sein großes staatliches Reitpferd, die zwei Knaben setzten sich auf ihre kleinen, niedlichen Pferdchen, die der Vater ihnen vor einigen Monaten gekauft hatte. Die Pferde glänzten vor Reinlichkeit, und alles Messing an dem Reitzeuge schimmerte wie Gold. Denn die zwei Knaben hatten die ganze Woche hindurch an den Knechten getrieben, die hübschen Thiere für die weite Reise wohl zu füttern und zu striegeln; ja um das Messing an Zaum und Sattel recht glänzend hell zu poliren, hatten sie selbst mitgeholfen.

Der Vater ritt mit seinen zwei Söhnen durch den Wald hin. Zwei Knappen junge Krieger, die in seinen Diensten standen, begleiteten ihn. Sie waren wohl bewaffnet, und hatten in ihrer glänzenden Rüstung und auf ihren muthigen Rossen ein sehr kriegerisches Aussehen. Noch lag düstre Nacht auf den finstern Wäldern umher. Nur der Morgenstern strahlte über den schwarzen Tannengipfeln. Nach und nach erhellte die hervorbrechende Morgenröthe die Gegend, und die zwei Knaben waren hoch erfreut, als die aufgehende Sonne manche ferne Burg und mehrere Kirchenthürme, die ihnen noch unbekannt waren, mit ihren goldenen Strahlen herrlich beleuchtete. So weit der Weg war, so wurde er den Knaben dennoch sehr kurz. Ehe

sie es dachten, sprach der Vater, indem er mit der Reitgerte auf einen mit blauem Schiefer gedeckten Thurm zeigte, der zwischen zwei waldigen Bergen hervorragte: „Dort ist die Karthause!"

2.

Das Grab der Mutter.

Der Ritter und seine zwei Söhne kamen bei dem Kloster an. Der Prior des Klosters, ein ehrwürdiger Greis, von unbeschreiblich mildem, freundlichem Aussehen, und zwei andere Karthäuser standen schon unter der Pforte, begrüßten den edlen Ritter und die fröhlichen Knaben, und führten sie in den Speisesaal, wo sie mit einem Frühstücke bewirthet wurden. Jetzt ertönte die Glocke und mahnte, daß es Zeit in die Kirche sey. Mit Ehrerbietigkeit trat der Ritter in das alterthümliche Gotteshaus. Die zwei Knaben aber waren Ein Erstaunen, als sie aus dem vollen Tageslichte in die dämmernde Halle traten, die bunten, von der Sonne erleuchteten Glasgemälde der Kirchenfenster sahen, und den Hochaltar und die übrigen Altäre der Kirche, von einer Menge brennenden Kerzen erleuchtet, in wunderbarem Helldunkel erblickten.

Ein Betstuhl, mit schwarzem Tuche bedeckt, stand, in Mitte des Chors vor dem Hochaltare. Der Ritter kniete nieder, und zu jeder Seite einer seiner zwei Knaben. Bald darauf trat der Prior in schwarzem mit Gold gesticktem Ornate an den Altar; die übrigen ehrwürdigen Väter, in ihrer reinlichen, weißen Klostertracht, standen zu beiden Seiten des Chors in den kunstreich geschnitzten Chorstühlen und erhoben den ernsten feierlichen Chorgesang. Der Ritter betete in Andacht und Wehmuth versunken; das Herz der beiden Knaben wurde zum Himmel erhoben.

Nach entrichtetem heiligen Opfer gingen der Prior und die übrigen Geistlichen, unter andächtigem Gesang und in feierlichem Zuge, zu dem Grabe der seligen Edeltraud, das sich in einem Seitengange der Kirche befand. Ein Grabstein von grauem Marmor, in der Mauer der Kirche, bezeichnete die Grabstätte. Ritter Otto mit seinen zwei Knaben folgte dem Zuge. Als der Gesang geendet und die fromme Feier mit dem Gebete beschlossen war: „Gott wolle allen abgeschiedenen Seelen, deren sterbliche Hülle in den dunkeln Gräbern ruhet, ewige Ruhe verleihen und ihnen ewiges Licht leuchten lassen," gingen die frommen Väter langsam und in tiefer Stille wieder zurück.

Der Ritter mit seinen zwei Knaben aber trat näher an den Grabstein, auf dem das Bildniß sei-

ner seligen Gemahlin mit aller Kunst und allem Fleiße jener Zeit sehr schön ausgehauen war. „Seht da, meine lieben Kinder," sprach er, „das ist das Bildniß eurer Mutter! Seht, wie sie vor dem Bilde des Gekreuzigten so fromm da kniet, und die gefalteten Hände so andächtig zum Himmel erhebt, gerade so, wie sie es in ihrem Leben gewohnt war. Unter diesem Steinpflaster der Kirche, auf dem wir stehen, ruht ihr entseelter Leichnam, der einst so schön blühte, und zerfällt nun in Staub!"

Die guten Knaben fingen an so schmerzlich zu weinen, daß ihre Thränen auf das Steinpflaster herabtröpfelten. Der Vater aber sprach: „Kinder! Gelobt mir hier an dem Grabe eurer Mutter, von Herzen fromm zu leben und nie etwas Böses zu thun. Bald werden auch meine Gebeine hier ruhen, und auch ihr werdet, wenn der Krieg euch nicht anderswo in das Grab legt, hier eure letzte Ruhe finden! Liebe Kinder! Die Herrlichkeit dieser Welt vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit." Die Knaben versprachen mit feierlichem Handschlag, stets den Willen Gottes zu befolgen, und keinen Finger breit davon abzuweichen.

3.

Der Prior und seine Zelle.

Jetzt kam der Prior, der indeß die priesterliche Kleidung abgelegt hatte, in seiner gewöhnlichen Klostertracht, den Ritter und dessen zwei Söhne aus der Kirche abzuholen. Er führte sie durch einen langen gewölbten Gang des Klosters. Auf der einen Seite des Ganges waren die Thüren zu den Zellen der Karthäuser; zur andern Seite befanden sich hohe, schmale Fenster, durch deren kleine, runde Scheiben man den Gottesacker des Klosters und die mit steinernen Kreuzen bezeichneten grünen Grabhügel erblickte. Am Ende des Ganges öffnete der Prior eine Thüre, um den Ritter und dessen Söhne in seine Zelle zu führen. Sie traten zuerst in einen kleinen Vorsaal, dem die höchste Reinlichkeit der weißen Wände und des glänzenden Pflasters von gelbgrauem Marmor ein sehr freundliches Aussehen gaben.

In dem gewölbten Saale befanden sich zwei alte Gemälde. „Dieses Bild hier,“ sprach der Prior, indem er auf das eine Gemälde zeigte, „stellt unsern Ordensstifter, den heiligen Bruno, vor. Der fromme Mann hier, in der einfachen Mönchstracht, aber von ehrwürdiger Gestalt, betrachtet, wie ihr

seht, einen Todtenkopf. Die Betrachtung des Todes war ihm der Anfang seiner Bekehrung. Der Tod ist auch in der That der beste Sittenlehrer. Er fängt damit an, uns zu zeigen, daß Alles in dieser Welt nur Schein sey, und daß wir in Dem, was vergeht, unser wahres Heil nicht finden können. Und so werden wir denn so nach und nach weise, und suchen unser Heil nur in Dem, was unvergänglich ist."

„Das andere Bild," sagte der Prior, mit ausgestrecktem Arme auf das andere Gemälde deutend, „ist Ritter Hugo, der Stifter dieses Klosters. Der edle Mann, in der prächtigen Ritterkleidung und von kühnem, kriegerischem Aussehen, verdient es, unserm Ordensstifter an die Seite gestellt zu werden. Denn das Kleid und der Stand machen den Werth des Menschen nicht aus, sondern der gute Wille. Beide Männer achteten diese Welt geringe, und trachteten nach etwas Besserem jenseits dieser Welt. Der gottesfürchtige, rechtschaffene Ritter hier ist euer Großvater, liebe Kinder. Werdet fromm und rechtschaffen, wie er."

Von dem Vorsaale traten sie in das einfache Wohnzimmer des Priors. Ein Bildniß des Gekreuzigten aus blendend weißem Elfenbein an einem Kreuze von schwarzem Ebenholze, sehr kunstvoll gearbeitet, war die einzige Zierde des Zimmers. Vor dem Kreuze stand ein Betstuhl, auf dem ein

aufgeschlagenes Evangelienbuch lag. Sonst fand sich nichts in dem Zimmer, als ein Schreibtisch, zwei Sessel, und einige Schränke mit Büchern und Schriften. Rechts ging eine Thüre in das reinliche Schlafzimmer; das Bett bestand aber bloß aus einer Matratze, einem ähnlichen Polster statt des Kopfkissens, und einer wollenen Decke. Links führte eine Thüre in die Werkstätte, wo sich eine Drehbank, die dazu erforderlichen Werkzeuge, und mehrere fertige Arbeiten befanden. Der Prior beschenkte die Knaben mit seinen Arbeiten. Er gab jedem einen schön aus Horn gedrehten Schreibzeug und eine aus Buchsbaumholze gedrehte Federbüchse zu Aufbewahrung der Schreibfedern und sagte: „Ich denke, ihr werdet guten Gebrauch davon machen.“

Aus der Werkstätte kamen sie in einen kleinen Garten. Er war an allen vier Seiten von hohen Mauern umgeben, die mit auserlesenen guten Obstbäumen, an der Nordseite aber bloß mit grünen, laubreichen, hoch empor rankenden Gewächsen bekleidet waren. Die Gartenbeete prangten mit schönem Gemüse und mancherlei Blumen von prächtigen Farben. Sonst sah man hier von der ganzen übrigen Welt nichts, als den blauen Himmel und den grünen Gipfel eines Berges, auf dem zuhöchst ein hölzernes Kreuz von rother Farbe stand.

„Eine solche Einsiedelei,“ sagte der Prior, „eine

solche Zelle zum Beten, Betrachten und Studiren, mit Werkstätte und Ruhestätte und einem Gärtchen, durch Mauern von der Welt geschieden und nur nach Oben, gegen den Himmel offen, wohin uns das Kreuz den Weg zeigt, hat jeder Karthäuser. Alle diese Einsiedeleien, deren unser Kloster zwölf enthält, stehen durch den Kreuzgang mit einander, und mit der Kirche, der Bibliothek und dem gemeinschaftlichen Speisesaal in Verbindung, und machen so zusammen die Karthause aus."

Die fröhlichen Knaben betrachteten mit Entzücken die Blumen des Gärtchens. Sie kannten bisher fast keine andere, als Wiesenblumen, und riefen verwundert: „So schöne Blumen, so groß und von so herrlichen Farben, haben wir in unserm Leben noch nicht gesehen. Es ist eine Pracht! Der Garten ist ein Paradies." Sie liefen von einem Blumenbeete zum andern, und fragten begierig nach den Namen der ihnen unbekannten Blumen. Der Prior nannte die Namen, brach einige Blumen für sie ab, fügte sie zierlich zusammen, gab jedem einen schönen, lieblich duftenden Blumenstrauß, und versprach, ihnen von allen diesen Blumen auf künftigen Frühling Samen und Ableger zu schicken.

Jetzt blickten die Knaben, die Anfangs vor Ueberraschung nicht gewußt hatten, wohin sie ihre Blicke zuerst wenden sollten, an den Obstbäumen empor, die hoch an der Gartenmauer aufgezogen

waren. Die Menge goldener und purpurröthlicher Früchte setzte sie aufs Neue in Erstaunen. Der Prior pflückte ihnen mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit Aprikosen und frühe Pfirsiche von den Bäumen, und wünschte nur, um sie noch besser bewirthen zu können, daß die köstlichen Spät-Pfirsiche schon reif seyn möchten. Die Knaben dankten voll Freude für die schönen Blumen und die herrlichen Früchte. Der Prior aber sagte: „Danket vielmehr dem Schöpfer, der so schöne Blumen und so herrliche Früchte geschaffen hat.“

4.

Eine kleine Schulprüfung.

Hierauf ging der Prior mit ihnen wieder in seine Zelle zurück. Er bot dem Ritter einen Sessel, setzte sich auf den andern, langte das Evangelienbuch herbei und zeigte den Knaben die schönen Miniaturgemälde, mit denen das Buch geziert war. Die beiden Knaben waren über den Glanz des Goldes und der lebhaften Farben, besonders über das herrliche Roth und das liebliche Blau ganz entzückt. Der Prior that nun allerlei Fragen an sie über diese Bilder, die lauter Begebenheiten aus der evan-

gelischen Geschichte vorstellten. Er wollte auf gute Art, ohne daß die Knaben es merkten, inne werden, wie es bei ihnen mit der Erkenntniß der Religion bestellt sey. Er war mit den Antworten der Knaben zufrieden und lobte sie. „In dem Christenthume," sagte er, „seyd ihr, wie ich sehe gut unterrichtet. Das ist die Hauptsache. Wenn ihr das, was ihr wißt, auch thut, so werdet ihr selig!"

„Aber nun, Albert," sprach er weiter, „lies mir einmal diese Stelle."

„O weh!" sagte der Knabe, „das ist ja, glaube ich, gar lateinisch. Davon verstehen wir Knaben nichts. Aber Deutsch können wir beide schon ziemlich gut buchstabiren, obwohl ich erst neun Jahre alt bin, und mein Bruder gar nur acht Jahre zählt."

Der Prior sah den Ritter betroffen an und sprach: „Das ist schlimm, daß die zwei fähigen Knaben noch nicht einmal ihre Muttersprache lesen können. Es wäre Schade, wenn sie so unwissend aufwachsen sollten. Das muß anders werden. Sie müssen nicht nur das Deutsche fertig lesen und schreiben, sondern wenigst so viel Latein lernen, daß sie eine lateinische Urkunde verstehen. Besonders aber rathe ich, daß sie die Italienische Sprache erlernen. Unser Kaiser steht mit Italien in naher Verbindung. Er bedarf biederer deutscher Männer,

die diese Sprache fertig sprechen. Lernen Eure Söhne Italienisch, so können sie nicht nur einst dem Kaiser große Dienste leisten, sondern dadurch vielleicht auch selbst ihr Glück machen."

„Wohl wahr," rief der Ritter; „aber woher nehme ich einen solchen Mann?"

„Ich will Euch einen solchen Mann verschaffen," sprach der Prior. „Ich kenne einen frommen und gelehrten Geistlichen, Namens Antonio Celini. Er ward zwar in Deutschland geboren; seine Aeltern aber, vermögliche Handelsleute, waren aus Italien nach Deutschland gekommen. Als er etwas herangewachsen war, haben sie ihn zum Studiren nach Rom geschickt, wo er sich sehr auszeichnete. Er spricht die Italienische und Deutsche Sprache mit gleicher Fertigkeit, und ist in jeder Hinsicht ein sehr vortrefflicher Mann. Ich will ihn ersuchen, zu Euch zu ziehen, und die beiden Knaben zu unterrichten. Ich denke, Ihr werdet ihn in Ehren halten und für seine Mühe zu belohnen wissen, wie's recht ist!"

„Das werde ich!" sprach der Ritter sehr erfreut; „er soll es in meiner Burg so gut haben, als ich selbst! Denn ich wollte lieber eine meiner zwei Burgen verpfänden, als es meinen Kindern am nöthigen Unterrichte und ihrem Lehrer an einer angemessenen, ehrenvollen Belohnung fehlen lassen. Hier meine Hand darauf."

5.

Das Kloster und seine Umgebungen.

Nun wurde zu Tische geläutet. Man speiste nicht in dem gewöhnlichen Speisezimmer, sondern in dem großen Speisesaale, der für fremde Gäste bestimmt war. Wirklich hatten sich auch mehrere Ritter und Geistliche aus Veranlassung der heutigen Feierlichkeit als Gäste eingefunden. Von den Karthäusern waren aber nur der Prior und noch zwei andere Väter zugegen, um für die Bewirthung und Unterhaltung der Gäste zu sorgen.

Der Prior sprach nun: „Benedicte!" und fing, nach Klostersitte in lateinischer Sprache das Tischgebet an, in das die übrigen Geistlichen mit einstimmten: „Aller Augen hoffen auf Dich, o Herr, und Du gibst ihnen Speise zu rechter Zeit!"

Nach vollendetem Gebete und nach gesprochenem Segen, hieß der Prior alle seine Gäste noch einmal herzlich Willkommen und sagte: „Fleisch kommt nicht auf unsern Tisch; bei uns Karthäusern muß man mit Fischen, Gemüsen und Mehlspeisen vorlieb nehmen. Was wir indeß haben geben wir gern." Die unverstellte Freundlichkeit und die ungesuchte Heiterkeit des Priors, die aus einem liebevollen Herzen und einem reinen Gewissen kamen, erheiterten alle Gäste und thaten ihnen im

Herzen wohl. Indeß wußte er nicht bloß etwas Angenehmes, sondern auch etwas Nützliches und Heilsames zu sagen, und selbst seine unschuldigen Scherze leiteten auf etwas Höheres.

Nach Tische führte der Prior seine Gäste in den gemeinschaftlichen Klostergarten, der für die Karthäuser, diese Bewohner einsamer Zellen, zu gewissen Stunden zu geselligen Spaziergängen, freundschaftlichen Unterredungen und zu einer der Gesundheit dienlichen Bewegung bestimmt war. Der Garten war von großem Umfange. Diejenigen Gäste, die noch nie da gewesen waren, betraten mit Bewunderung die breiten, reinlich bekiesten Wege, die theils frei und der Sonne offen, theils von Fruchtbäumen oder mit Rebengewölben überschattet waren. Sie betrachteten mit Erstaunen bald die wohl gebauten und schön geordneten Gemüßbeete von mancherlei Grün, bald die reichen Blumenbeete, auf denen man Blumen aller Art und von den schönsten und lebhaftesten Farben erblickte. Die zwei Knaben ergetzten sich ganz besonders an dem großen wasserreichen Springbrunnen, der in Mitte des Gartens hoch emporsprang, und dessen geräumiges Becken allerlei Fische enthielt, und zu Begießung aller Gewächse und Blumen überflüßiges Wasser lieferte. Der Garten war sehr schön und freundlich, und hatte ohne fremdartige Zierathen, ohne künstlich geschnittene

Hecken und steinerne Bildsäulen, wirklich ein sehr prächtiges Aussehen.

„All diese Pracht," sagte Ritter Otto, „kostet zwar wenig Geld, aber viele Mühe und Arbeit. Der Garten macht Eurem Kloster Ehre."

„Was wir dabei thun können," sprach der Prior, „ist nur wenig; Gott muß hier, so wie überall, das Beste thun. Wir können, so wie in allen Dingen, nur pflanzen und begießen; Er aber gibt das Gedeihen. Alles, was wir in diesem Garten Schönes und Herrliches sehen, hat Er hervorgebracht."

Aus dem Garten führte eine eiserne Gitterthür in das Freie. Hier blieb der Prior stehen, gab den zwei andern Karthäusern den Auftrag, den beiden Knaben und den andern Gästen, die dazu Lust hätten, die übrigen Denkwürdigkeiten des Klosters und der Kirche, die Kostbarkeiten der Sakristei, und die Umgebungen des Klosters zu zeigen. Er aber ging mit dem Ritter durch das Gitterthor. Das Thal umher bestand theils aus blumigen Wiesen, theils aus reichen Kornfeldern. Die nächsten Hügel waren mit Weinreben bepflanzt, die entfernten höhern Berge aber mit Wald bedeckt. Auf der Spitze des nächsten Rebenhügels befand sich eine von Reben beschattete Bank. Hier setzten sie sich. Von hier aus konnte man alle Klostergebäude, die Kirche mit dem alterthümlichen

Spitzthurme, die vereinigten Einsiedeleien, die landwirthschaftlichen Gebäude, die Aecker, Wiesen und Weinberge, die alle dem Kloster gehörten, mit Einem Blicke übersehen. Unten im Thale erblickte man eine Mahlmühle mit mehreren Rädern, und aus den nahen Bergen erscholl das Getöse der Eisenhämmer.

6.

Ritter Otto's Unterredung mit dem Prior.

Ritter Otto, neben dem Prior in der Rebenlaube sitzend, fragte den frommen Mann wie gewöhnlich, über seine geistlichen und auch über seine weltlichen Angelegenheiten um Rath. Denn der Prior war nicht bloß ein frommer Gottesgelehrter; er hatte ehemals als Staatsmann am Hofe gelebt, ja sogar als Ritter mehrere Feldzüge rühmlich mitgemacht. Er war ein Mann von großer Erfahrung und wußte in Allem Rath zu ertheilen. Sie redeten lange mit einander. Ritter Otto fühlte sich sehr beruhigt und erheitert. „Nun wohl," sagte er am Ende der Unterredung, „ich scheide getrost von Euch, wiewohl ich nirgends lieber bin, als bei Euch. Alles, was ich da sehe und höre,

gefällt mir sehr wohl. Eure Frömmigkeit verdient Ehrfurcht; die Ordnung und Reinlichkeit in Eurem Kloster sind sehr löblich; der Zustand Eurer Gebäude und Feldgüter könnte nicht besser seyn. Und doch wissen die Weltleute Euch eine Ausstellung zu machen. Ich muß sie Euch doch sagen, um zu hören, was Ihr dazu sprecht. Eure Lebensart scheint ihnen — zu unthätig und der übrigen Welt unnütz."

„So scheint es Manchem," sprach der Prior; „allein es ist nicht so. Dies können diese Aecker, Wiesen, und Weinberge umher beweisen. Damals, als Euer Vater, was wir mit Dank anerkennen, dieses Thal und die Berge umher unserm Orden schenkte, war Alles, so weit ihr von hier aus sehen könnet, eine schauerliche Wildniß. Allein unermüdet fleißige Mönche haben die alten Baumwurzeln und Stöcke ausgegraben, Schluchten ausgefüllt, Felsen gesprengt und hinweggewälzt, die Wildniß in fruchtbares Land umgeschaffen, und jene Gebäude aufgeführt. Die spätern Bewohner bedurften dieser harten, angestrengten Arbeiten freilich nicht mehr; sie konnten nunmehr die Früchte der Bäume genießen, die ihre geistlichen Väter gepflanzt hatten. Indeß blieb es ein ausdrückliches Ordensgesetz bei uns, mit den Geistesübungen auch Handarbeit zu verbinden, obwohl diese Handarbeit zu unserm Lebensunterhalte jetzt nicht mehr nöthig ist. Wir

wissen nämlich sehr gut, die Arbeit sey der Gesundheit der Seele so zuträglich, als der Gesundheit des Leibes. Das Ordensgesetz, zu arbeiten, wird auch bis auf diese Stunde von uns Karthäusern getreulich befolgt. Wir müssen nicht nur den kleinen Garten, der jedem zugetheilt ist, mit ernstem Fleiße bauen und im Stande bewahren; jeder Karthäuser ist überdies außer seinem geistlichen Berufe, ein Handwerker oder Künstler. Es gibt unter uns Dreher und Tischler, Bildhauer und Maler. Einige machen sich auch ein vorzügliches Geschäft aus dem Abschreiben der Bücher. Die schön gearbeiteten Altäre und Chorstühle, und manches schöne Gemälde in unserer Kirche sind Werke fleißiger Karthäuser; eben so sind die eingelegten Tische und Schränke in meiner Zelle, das schöne elfenbeinene Bildniß des Gekreuzigten und das zierlich geschriebene Evangelium mit den lieblichen, trefflich gemalten Bildern lauter Werke ihrer Hand."

„Auch sind wir sonst der Welt nicht so unnütz, als es den Weltleuten dünkt. Mehrere Arten von Obst und nützlichen Gewächsen wurden erst durch Mönche hier zu Lande bekannt, und unser verbesserter Feldbau fand überall Nachahmung und verbreitete reichlichen Segen über die ganze Gegend. Die Weinberge, die wir anlegten, und die Eisenschmelzen, die wir in Gang brachten, geben mehr als hundert Menschen Arbeit und Brod. Ja mich

dünkt, seit ich in den Orden der Karthäuser getreten, habe ich mehr Gutes gethan, als damals, da ich noch dem Ritterorden angehörte. Als Ritter mußte ich an jenen verheerenden Kriegen Theil nehmen, durch die manche blühende Gegend zur Wildniß wurde; hier schuf ich einen Theil dieser Wildniß zu blühendem Lande um. Dort wurden mehrere vermögliche Leute durch den Krieg arm; hier helfe ich vielen Armen durch wohlbelohnte Arbeit zu ihrem ehrlichen Auskommen; ja wir Karthäuser ernähren viele Armen, die nichts mehr verdienen können, ganz und gar."

„Selbst unsre vorzüglichste Beschäftigung, das Beten und das Betrachten himmlischer Wahrheiten, oder wie man zu sagen pflegt, die beschauliche Lebensart, ist nicht ohne großen Nutzen für die Welt. Wenn es ein Verdienst ist, den rauhen Boden zu bauen, so muß es wohl schon an sich verdienstlich seyn, den eignen Geist nicht brach liegen zu lassen. Die Veredlung des Menschengeistes ist etwas ohne Vergleich Höheres, als Veredlung der Bäume. Ein solcher veredelter Mensch aber kann seinen Mitmenschen sehr nützlich werden. Mancher Karthäuser, der zwischen seinen Mauern gleichsam vergraben ist, gleicht dem Bergmanne, der das ganze Jahr in den Schachten der Erde versteckt lebt. Wie der Bergmann aus seinen dunkeln Klüften Gold zu Tage fördert, so hat schon mancher

Karthäuser, in seiner unbekannten Zelle bei stiller Nacht wachend, reines Gold der Wahrheit ans Licht gebracht. Manche ihrer Schriften zur Erbauung der Mitmenschen haben weit umher Segen verbreitet.''

„Stille und Einsamkeit ist übrigens zur Betrachtung göttlicher Dinge unumgänglich nöthig. In so ferne es indeß das Beste unserer Mitmenschen, oder das Wohl unsers Klosters erfordert, fliehen wir die Gesellschaft nicht — wie denn immer Einer oder der Andere aus uns dazu bestimmt ist, die Fremden zu bewirthen und zu bedienen, oder die Geschäfte des Klosters auch auswärtig zu besorgen.“

„Die Hauptsache aber bleibt uns immer die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Unsere ganze Lebenszeit ist gegen die Ewigkeit nur ein Augenblick, und ohne Vergleich weniger, als ein Wassertröpflein gegen das Meer; und da dieser Augenblick dennoch über die ganze Ewigkeit entscheidet, so können wir nichts Besseres thun, als diesen Augenblick des Lebens dazu anwenden, uns eine selige Ewigkeit zu bereiten.“

7.

Abschied des Ritters und seiner Söhne von dem Prior.

Der Ritter hatte dem Prior aufmerksam zugehört und sprach jetzt: „Ihr überredet mich bald, ein Karthäuser zu werden.“

„Das sey ferne,“ sprach der Prior; „einen solchen Schritt dürftet Ihr in Euren Verhältnissen nicht thun. Bedenkt Eure Kinder und Eure Unterthanen. Auch braucht man, um die Vortheile der Einsamkeit zu genießen, um zu beten und zu betrachten, und sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, eben kein Karthäuser zu seyn. Jeder kann sein einsames Zimmer zur Klosterzelle machen.“

„Ihr habt vollkommen Recht,“ sprach der Ritter. „Meine Burg soll denn von nun an meine Karthause seyn. Sie ist ja ohnehin eine halbe Einsiedelei. Dort will ich Gott und dem Wohle meiner Mitmenschen leben.“

Jetzt kamen die zwei Knaben des Ritters, von einem Karthäuser begleitet, herbei. „Nun, meine Kinder,“ sagte der ehrwürdige Prior freundlich, „wie gefällt es euch bei uns?“

„O recht gut,“ sagte Albert; „ich habe immer gemeint, in der Karthause müsse es gar traurig und finster aussehen. Allein bei Euch ist alles schöner

und freundlicher, als in unserer Burg. Ein junger Ritter sagte mir, die Karthäuser wohnten da gleichsam wie in einem Todtengewölbe lebendig begraben; allein Euer Aufenthalt gleicht dem Himmelreiche."

„Hättest du wohl Lust hier zu bleiben, lieber Albert?" fragte der Prior lächelnd.

„Das nun doch nicht," antwortete der Knabe. „Es wäre mir doch zu langweilig, die ganze Woche so einsam in der Zelle zuzubringen."

„Aber du, Burkhard," sprach der Prior, „möchtest wohl ein Karthäuser werden?"

„O nein!" sagte Burkhard; „ich werde einmal ein braver Rittersmann, wie mein Vater."

„Das will ich auch werden," rief Albert, „und für mein Vaterland Schwert und Lanze führen. Wir wollen in Allem in die Fußstapfen unsers Vaters eintreten."

„Das thut, liebe Söhne!" sprach der Prior. „Es ist auch gar nicht mein Ernst, daß ihr hier bleiben sollet. Eurer aufblühenden Jugend wäre so etwas nicht zuzumuthen. Indeß weiß der Himmel, was noch Alles über euch verhängt ist. Auch ist es immer gut, daß einem Manne, der sich, sey es nun bei Hofe oder zu Felde, in der Welt versucht hat und ihrer satt geworden, die Zufluchtstätte eines Klosters offen stehe, wo er nur für Gott und sich selbst leben kann. Ihr möget übrigens in der Welt werden was ihr wollt, so haltet euch nur an Gott und seyd

rechtschaffen. Ich habe am Hofe, im Felde und im Kloster gelebt, und überall erfahren, daß nichts besser sey, als sich ganz an Gott halten und seinen Willen thun."

Der Ritter stand jetzt auf, bot dem Prior die ritterliche Rechte, dankte für die freundliche Bewirthung und alle empfangene Ehren, und befahl den zwei Knaben, auch zu danken. Ein Diener des Ritters kam herbei, und fragte, ob man satteln solle. „Augenblicklich," sprach der Ritter, nach der Sonne blickend. „Es ist bereits spät und unser Weg ist sehr weit!"

Der Prior und die zwei andern Karthäuser begleiteten ihn bis ans Pferd. „Lebt wohl," sprach der Ritter, „ehrwürdige Väter, und Gott vergelte Euch, was wir hier genossen haben!" „Und," rief er noch, mit dem Fuße schon im Steigbügel, zum Prior gewandt, „vergeßt nicht, mir lieber morgen als übermorgen, den Lehrmeister für meine Knaben zu senden. So wird uns dieser Besuch bei Euch auch noch für künftige Zeiten Segen bringen."

Er schwang sich auf das Pferd; eben so flink und gewandt hatten die zwei Knaben sich auf ihre kleinen netten Pferde geschwungen. Der Vater sprengte voran, die Knaben ihm nach, und die zwei jungen, rüstigen Krieger begleiteten sie. So ging es bald im Galopp, bald im Trab, bis sie bei dem hellen, klaren Scheine des Vollmonds ziemlich spät in der Nacht in ihrer Burg ankamen.

8.

Der Lehrer und Erzieher.

Eines Abends, da ein grauer Herbstnebel die Tannengipfel der benachbarten Berge umhüllte, saß Ritter Otto in seiner Stube an dem hellauflodernden Kaminfeuer bei einem Becher Wein, und erzählte seinen beiden Knaben von einem seiner Feldzüge. Da ließ sich ein fremder Geistlicher melden. Der Ritter stand eilig auf, und ging ihm entgegen. Der Geistliche war der versprochene Lehrer und Erzieher für die beiden Knaben. Er war ein Mann bereits wohl über die mittlern Jahre, von edler Gestalt, ernstfreundlichem Angesichte, und voll Anstand und Würde in seinem Betragen. Der Ritter führte ihn in die Stube, stellte seine zwei Knaben ihm vor, und bat ihn, ihr zweiter Vater zu seyn; dann forderte er die zwei Knaben auf, mit einem Handschlag anzugeloben, daß sie den geistlichen Herrn als ihren zweiten Vater ehren und ihm gehorsamen wollten. Beide versprachen es mit kräftigem Handschlag.

Die Knaben gewannen den edlen Mann auch in der That bald so lieb, als ihren Vater. Mit ihm kam ein neues Leben in das Schloß; denn nicht nur wußte er die Lehrstunden den Knaben sehr angenehm zu machen; auch alle seine Gespräche

bei Tische und auf Spaziergängen waren so unterhaltend als lehrreich. Er unterrichtete die Knaben noch gründlicher in der Religion, und lehrte ihnen dann auch Geschichte und Erdbeschreibung. Diesen Stunden wohnte der Ritter auch bei, hörte aufmerksam zu, und gestand, daß er Vieles lerne, was er bisher nicht so gut oder gar nicht gewußt habe.

Der Unterricht in der Lateinischen und der damit verwandten Italienischen Sprache ward mit Eifer betrieben, und die Knaben machten bald in beiden Sprachen große Fortschritte. Der Vater war sehr erfreut, wenn sie Lateinische Stellen hersagten oder mit einander Italienisch sprachen, obwohl er nichts davon verstand, und er bedauerte, diese Sprachen in seiner Jugend nicht gelernt zu haben. Uebrigens setzte der Vater, was der geistliche Herr vollkommen billigte, mit den Knaben täglich die ritterlichen Uebungen eifrig fort, und ritt mit ihnen öfter auf die Jagd. Beide Söhne wuchsen empor — schlank wie Pappeln, und stark und kraftvoll wie die Eichen. Sie wurden sehr edelmüthige, verständige und wohlgesittete Jünglinge.

Endlich kam die Zeit, da sie dem Herzoge von Schwaben als Edelknechte dienen sollten. So wurden die adeligen Jünglinge genannt, die damals von unten auf als Kriegsknechte dienen mußten, und erst nach vollendeten Dienstjahren zu Rittern geschlagen wurden. Albert und Burkhard machten sich

reisefertig. Ihr Freund und Lehrer Antonio, der ihre Erziehung, so weit es von ihm abhing, für vollendet ansah, und sich nach der wärmern Sonne Italiens zurücksehnte, machte auch Anstalten zur Abreise. Die letzten Tage, die er noch in der Burg verweilte, verwandte er dazu, seine zwei jungen Freunde mit väterlicher Zärtlichkeit zu allem Guten zu ermahnen, und sie vor den Gefahren, die nicht nur Jünglingen, sondern auch jungen Männern drohen, treulich zu warnen.

„Meine liebsten Söhne!" sprach er unter anderm: „Ihr seyd nun bereits junge Männer und die Zeit ist nicht mehr fern, da Ihr Euch eine Ehegattin wählen werdet. Seyd alsdann vorsichtig in Eurer Wahl; denn das ganze Glück Eures künftigen Lebens hängt davon ab. Sehet mehr auf die Schönheit der Seele als des Leibes. Schon Mancher, der seine Augen von der Schönheit der Gestalt blenden ließ, betrog sich, und machte sich höchst unglücklich. Sehet vielmehr auf wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit, Güte und Unschuld des Herzens, jungfräuliche Sittsamkeit, Bescheidenheit, und alle jene Tugenden, die eine Frau mehr zieren als künstlich geflochtene Haare, Gold und Edelsteine und kostbare Kleider; seht auch wohl zu, ob sie Verstand und Einsicht genug habe, einer Haushaltung als Hausfrau wohl vorzustehen. Trauet aber Euch selbst nicht zu viel Einsicht und

Menschenkenntniß zu; denn nirgends kann ein Mensch so leicht irren, als bei einer solchen Wahl. Fragt verständige, rechtschaffene Männer um Rath, die jene Person, die Ihr wählen wollet, genau kennen. Wählet nicht, laßt Euch in kein Eheversprechen ein, ohne die vorhergehende Einwilligung Eures vernünftigen, liebevollen Vaters, der Euch eine Person, die Eurer werth ist, gewiß nicht versagen wird. Vor Allem überlegt eine so wichtige Angelegenheit vor Gott. Diejenigen, die bei ihrer Wahl Gott vergessen, und nur ihrer blinden Neigung folgen, stürzen sich, wie schon manche bittere Erfahrung lehrte, in großes Elend. Bittet daher Gott, Er wolle Euch erleuchten, damit Ihr in Eurer Wahl glücklich seyd! Er wolle Euch eine treue Gattin zuführen. Man sagt nicht ohne Grund: Ehen werden im Himmel geschlossen. Glaubt mir, nur auf solchen Ehen, die mit Gott eingegangen werden und an denen der Himmel Wohlgefallen hat, ruht auch der Segen des Himmels!"

An Einem Tage reisten alle drei ab — Antonio nach Italien und die zwei Söhne des Ritters an den herzoglichen Hof. Vater Otto, der die Beschwerden des Alters bereis zu fühlen begann, blieb einsam und traurig zurück in seiner, wie es ihm schien, nun ganz verödeten Burg.

9.

Alberts Liebe zu seinem Bruder Burkhard.

Nach drei Jahren kamen Albert und Burkhard, die ihre Lehrjahre als Edelknechte sehr rühmlich bestanden hatten, als junge Ritter zurück in die väterliche Burg. Ihr alter Vater war hoch erfreut, und ritt in der Freude seines Herzens, und nicht ohne väterlichen Stolz auf so vortreffliche, wohlgestaltete Söhne, mit ihnen in der ganzen Gegend umher, bald zu dieser, bald zu jener Burg, um die neugeschlagenen jungen Ritter seinen Freunden vorzustellen. Sehr oft aber besuchte er mit ihnen den ehrwürdigen Prior des Karthäuserklosters, den er unter allen seinen Freunden am meisten schätzte. Der fromme Greis hatte an den hoffnungsvollen jungen Männern herzliche Freude. Er wußte als ehemaliger Staatsmann und Kriegsheld ihnen viele gute Lehren und manchen weisen Rath zu ertheilen; zugleich ermahnte er sie aber immer sehr treuherzig, über den Weltgeschäften Gott nicht zu vergessen, und entließ sie niemals ohne seinen frommen Segen.

Ritter Otto beschloß nun, seine schönen großen Rittergüter seinem ältern Sohne Albert zu übergeben. Allein Albert sprach: „Wie könnte ich es über das Herz bringen, meinen geliebten Bruder

Burkhard so verkürzt zu sehen! Das Herz im Leibe könnte ich mit ihm theilen — und so will ich auch das väterliche Erbgut nicht für mich allein besitzen. Es besteht aus den zwei Burgen, Finsterwalde und Föhrenbach; die zu jeder Burg gehörigen Güter sind ungefähr von gleichem Umfange und Ertrag. Als älterer Sohn will ich, dem Herkommen gemäß, unser Stammgut Finsterwalde behalten; allein nur unter der Bedingung, daß Bruder Burkhard — Herr von und zu Föhrenbach werde. So bleiben wir Nachbarn und können Freud' und Leid, wie wir bisher immer gethan haben, brüderlich miteinander theilen."

Der alte Vater freute sich dieser seltenen brüderlichen Liebe; er theilte die Güter unter seine Söhne, und war in der Stille darauf bedacht, Jeden mit irgend einem sittsamen deutschen Fräulein zu vermählen.

Indeß war der Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, deutscher Kaiser geworden. Ganz unerwartet kam ein fremder Ritter, von dem Kaiser gesandt, auf der Burg Finsterwalde an, und brachte den kaiserlichen Befehl: Ritter Albert solle mit seiner Kriegsschaar den Kaiser auf dessen Kriegszug nach Italien begleiten; Burkhard aber solle, um das Land umher gegen Unruhe oder feindliche Ueberfälle zu sichern, die väterlichen Burgen wohl besetzt halten.

Albert rüstete sich und seine Krieger unverzüglich zum bevorstehenden Feldzuge, bat seinen Vater kniend um den väterlichen Segen, umarmte seinen Bruder, schwang sich auf sein Streitroß, und kam, von seinen Reisigen begleitet, mit dem kaiserlichen Heere glücklich in Italien an. Er wurde von dem Kaiser, der ihn längst kannte, wegen seines Edelmuthes und seiner Tapferkeit von Tag zu Tag immer mehr geachtet; seine Kenntniß der Italienischen Sprache, damals ein sehr geschätzter Vorzug, veranlaßte den Kaiser, ihn mit wichtigen Aufträgen an mehrere Grafen und Edelleute des herrlichen Italiens zu senden. Albert fühlte sich durch [illegible]ese Aufträge sehr geehrt, freute sich in seiner Jugend etwas gelernt zu haben, und dankte in seinem Herzen seinem weisen Lehrer Antonio für den trefflichen Unterricht.

10.

Ritter Alberts erste Geschäftsreise.

Ritter Albert kam auf seiner Reise eines Tages auf das Schloß des Grafen von Arno. Er wurde, als ein Abgesandter des Kaisers, von dem Grafen mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Albert brachte seine Aufträge, die freilich in ziemlich großen Forderungen von Kriegsbeiträgen bestanden, mit so guter Art vor, daß ihr Unangenehmes dadurch um vieles gemildert wurde. Der Graf, ein schlauer, weltkluger Mann, der nur auf seinen Vortheil bedacht war, faßte sogleich den Anschlag, den jungen Ritter zu überlisten, um die verhaßten Forderungen abzuwenden, oder sie wenigstens sehr zu verringern. Er sprach: „Ich bin bereit für Kaiser Friedrich meinen letzten Blutstropfen zu vergießen; allein ich hoffe Euch zu überzeugen, daß es mir unmöglich ist, von den genannten Forderungen mehr als den zehnten Theil zu leisten. Bleibt heute mein Gast, sehr edler Ritter; morgen aber wollen wir von der Sache weiter reden. Ich muß, um so viel zu thun, als nur immer in meinen Kräften steht, mich vorerst mit meinen Beamten berathschlagen."

Der Graf führte Albert in den Garten. „Es ist glühend heiß," sagte er; „dort in dem Lorbeer-

schatten ist es kühl und angenehm. Dort befinden sich meine Gemahlin und meine Tochter. Diesen muß ich meinen hochverehrten Gast doch auch vorstellen."

Durch einen schattigen Gang von Pomeranzenbäumen, die mit silberhellen Blüthen und zugleich mit goldenen Früchten prangten, kamen sie in ein Lorbeerwäldchen. Auf einer zierlichen Bank, von dunkeln Lorbeerbäumen beschattet, saßen Mutter und Tochter. Beide standen auf, dem Abgesandten des Kaisers ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die Mutter, eine ansehnliche Frau, in einem Gewande weiß wie Schnee, verneigte sich tief vor dem Ritter, und begrüßte ihn mit ungemeiner Freundlichkeit. Allein sie war noch listiger und verschlagener als ihr Gemahl; sie durchdrang den jungen Ritter sogleich mit ihren scharfen Blicken, und hielt es bei seiner treuherzigen Redlichkeit für ein Spiel, ihn zu ihrem Vortheil zu hintergehen. Die junge Gräfin, in einem Kleide von himmelblauer Seide und nur eine Perlenschnur in dem dunkeln Haar, war ausnehmend schön; ihr blühendes Angesicht, von den reichlichen schwarzen Locken noch mehr erhoben, beschämte Lilien und Rosen. Allein auch sie hatte es in der elenden Kunst, sich zu verstellen, schon sehr weit gebracht. Sie schien, so leichtfertig und eitel sie auch war, die Sittsamkeit und Bescheidenheit in Person. Sie blickte beständig auf ihre Stickerei; sie erhob ihre

glänzenden schwarzen Augen nur dann zu dem Ritter, wenn er sie anredete, und ihre rothen Lippen lispelten bloß die Antwort auf seine Fragen.

Auf einen Wink der Mutter bediente sie den Ritter mit Erfrischungen. Sie pflückte die auserlesensten Pomeranzen, die sie zierlich zerschnitt und mit Zucker bestreute; sie goß rothen Wein, der wie Glut funkelte und silberhelle Perlen warf, in ein geschliffenes Glas, und überreichte es ihm auf einem silbernen Teller mit einnehmendem Lächeln.

Der Ritter bemerkte eine Laute, die neben dem Fräulein auf der Bank lag, und betrachtete sie mit aufmerksamen Blicken Es schien, er habe noch nie eine Laute gesehen. „Nun, Kamilla," sprach die Mutter, „gib dem deutschen Helden einmal ein Italienisches Liedchen zum Besten."

Das Fräulein ergriff die Laute, entlockte ihr erst, fast schüchtern, einige sanfte Töne, und sang dann mit einer Stimme, die bald so sanft und lieblich, bald so laut und mächtig erklang, daß sie alle Töne der Nachtigall weit übertraf. Der Ritter, der bisher bloß den eisernen Klang der Waffen und den kriegerischen Schall der Trompeten gehört hatte, ward von dem Gesange so entzückt, daß er betheuerte, ein Engel vom Himmel könne nicht schöner singen.

Er ließ sich gerne nöthigen, am folgenden Tage noch bei der Tafel zu bleiben — und nach der

Tafel gelang es dem Grafen, den Ritter vollkommen zu überzeugen, der zehnte Theil der geforderten Lieferungen sey Alles, was er in seinen Umständen leisten könne. Der Ritter versprach dieses dem Kaiser vorzustellen, und bat nur um Erlaubniß, die vortrefflichen Aeltern des holdseligen Fräuleins zu Zeiten besuchen zu dürfen. Diese Erlaubniß ward ihm mit Vergnügen ertheilt, und der Graf, die Gräfin und das Fräulein begleiteten ihn noch bis an das Pferd.

11.

Fräulein Kamilla.

Ritter Albert ritt fort, und sein alter, treuer Diener und Kriegsgefährte Heinz hinter ihm her. Der Ritter war fast eine Meile weit geritten, ohne ein Wort zu reden, was sonst gegen seine Gewohnheit war. Er schien ganz in Träumereien verloren. Endlich wandte er sich auf dem Pferde um und sagte: „Nun Heinz, wie gefiel es dir auf diesem Schlosse?"

„Hum," sagte Heinz, „nicht gar übel. Der Wein war gut, und das Essen eben nicht schlecht."

„Das meine ich nicht," rief Albert unwillig;

„sag' mir aber einmal ehrlich und redlich, wie gefielen dir der Graf, die Gräfin und das Fräulein?"

„Je nun," sagte Heinz, „ich bin ein dummer Kerl; aber ich denke, wenn wir nicht vom Kaiser geschickt wären, so wären die Leute nicht halb so freundlich gegen uns gewesen. Es ging ihnen, wie mir däucht, nicht so recht von Herzen. Sie wollten uns anstatt der Goldstücke bloß mit schönen Worten abfertigen. Ich fürchte, Ihr habt diesen Italiener zu leicht schliefen lassen. Nehmt Euch in Acht; Ihr könntet bei dem Kaiser eine schlechte Ehre einlegen. Und was das Fräulein betrifft, so singt sie freilich trotz einer Amsel. Allein, so jüngferlich sie auch thut, so ist sie, wie es mir vorkommt, doch bei weitem nicht so von Herzen fromm und sittsam, als so manches deutsche Fräulein, das ich gesehen habe. Es scheint, diese Wälschen haben uns nur zum Besten."

„Heinz," rief jetzt der Ritter und warf ihm einen Blick zu, der von Zorn funkelte; „kein Wort mehr gegen diese verehrenswerthe Familie! Sonst sind wir geschiedene Leute! Hörst du, kein Wort mehr!" Der Ritter wandte sich, und blieb nun wie stumm, bis sie ins Nachtquartier kamen.

Ehe eine Woche verflossen war, wurde das Kriegslager auf Befehl des Kaisers verlegt, und kam dadurch dem gräflichen Schlosse um einige Meilen näher. Albert ritt nun, so oft es Kriegs-

dienst und Wohlstand erlaubten, auf das Schloß. Bisher war er beständig mit ernsten Kriegsangelegenheiten beschäftigt, und achtete wenig darauf, wann sein Panzer mit Staub bedeckt, und wohl gar hie und da vom Regen ein wenig angerostet war; nur Schwert und Lanze mußten hell und glänzend seyn, wie ein Spiegel. Nunmehr aber brummte Heinz öfter, daß er ihm Helm und Harnisch nicht mehr hell genug poliren könne, und über der unnöthigen Arbeit so manchen sauren Schweißtropfen vergießen müsse. Die übrigen Ritter, die sich früherhin über Alberts rostigen Panzer lustig gemacht hatten, scherzten nunmehr öfter über seinen glänzenden Aufzug.

Der Kaiser gab nun plötzlich Befehl, nach Rom aufzubrechen. „Gottlob!" sprach Heinz. Dem tapfern Albert aber, dem der Ruf ins Feld sonst immer willkommen gewesen, kam dieser Befehl sehr ungelegen. Er fand gerade noch einige Augenblicke, von der gräflichen Familie Abschied zu nehmen. Er ritt im Galoppe auf das Schloß. Der Graf war nicht zu Hause. Die Gräfin und ihre Tochter konnten, wie es schien, kaum Worte genug finden, ihr Bedauern auszudrücken, daß der biedere deutsche Ritter, ihr werthester Hausfreund, nun diese Gegend verlassen und von ihnen scheiden müsse.

„Theuerstes Fräulein!" sprach Ritter Albert,

„laßt mich nicht ohne Hoffnung scheiden!“ Er zog einen goldenen Ring mit einem grünen, hellen Smaragd hervor und sprach: „Beste Kamilla! Verschmäht diesen Edelstein nicht, den die Farbe der Hoffnung schmückt!“

Das Fräulein zeigte Freude über den schönen Ring, und steckte ihn an den Finger. Der Ritter war darüber höchst entzückt; denn nach deutscher Sitte wurde es als eine Verlobung angesehen, wenn ein Fräulein von einem Ritter einen Ring zum Geschenke annahm. Albert hielt die junge Gräfin von nun an für seine Braut.

Fräulein Kamilla sagte: „Eure Abreise kam mir zu schnell. Ich würde Euch sonst ein Wehrgehäng, oder die prächtigste, gestickte Schärpe zum Andenken gegeben haben!“ Allein an diesen ihren süßen Reden war auch nicht ein wahres Wort.

Die Mutter sprach: „Gib ihm eine deiner Haarlocken; er kann sie dann in einen Ring fassen lassen.“ Sie dachte, den Ritter, der wohl nicht mehr zurück kommen werde, auf diese Art am wohlfeilsten abzufertigen.

Kamilla aber, die den Ritter wenig achtete, ward über diesen Befehl der Mutter sehr unwillig; vor Aerger traten ihr Thränen in die Augen. Indeß gehorchte sie. Sie schnitt mit einem silbernen Scheerchen von einer Locke einige wenige Härchen ab und gab sie ihm.

Ritter Albert meinte in seiner Verblendung, der Abschied rühre sie bis zu Thränen, nahm das Geschenk mit einer tiefen Verbeugung, und rief: „Ich bin der Glücklichste aller Sterblichen! Diese wenigen schwarzen Haare, schöner als die goldene Locke eines Engels, schätze ich höher als alles Gold Arabiens; und diese funkelnden Perlen an Euren Augenwimpern, holdes Fräulein, haben für mich einen höhern Werth, als alle Perlen und Diamanten in der Krone des Kaisers." Er empfahl sich eilig, schwang sich auf sein Roß und gallopirte mit hocherfreutem Herzen dem Lager zu.

„Der Thor!" sagte die Mutter, indem sie ihm nachsah. „Mag er das armselige Paar Härchen immerhin höher schätzen als Gold, und deine Thränen, Kamilla, die sehr gut angebracht waren, kostbarer finden, als alle Perlen! Wir behalten dafür unser Gold und unsre Perlen und Edelsteine vor den Händen dieser räuberischen Deutschen unter Schloß und Riegel. Er sollte dein Gemahl werden? Nein, Herr Ritter, daraus wird nichts. Eine Italienische Gräfin will höher hinauf."

12.

Ritter Alberts Bestürzung.

Ehe ein Jahr verging, kam Albert wieder in die Gegend. Der Kaiser hatte ihm einen wichtigen Kriegszug und die Führung einiger hundert Mann übertragen. Albert gestattete der Schaar, nachdem sie am späten Abend ein Lager geschlagen hatte, auf den folgenden Tag einen Rasttag, und ritt die ganze Nacht hindurch, um die gräfliche Familie auf einige Stunden zu besuchen. Er langte Morgens, da die Sonne schon ziemlich hoch stand, in dem Pinienwalde an, der das Schloß und den prächtigen Garten auf der Nordseite gegen rauhe Winde schützte. Er stieg eilig ab und befahl seinem getreuen Heinz, der heute gar übler Laune war, ihm in einiger Entfernung mit den Pferden langsam zu folgen, indem er selbst zu Fuß vorausgehen und seine Braut überraschen wolle.

Ganz unerwartet trat Albert in den großen Saal. Mutter und Tochter, die eben in den Garten gehen wollten, begegneten ihm. Das Fräulein hatte ein niedliches Hütchen auf, worauf feuerfarbene Federn wehten, und trug wie gewöhnlich ein blaues seidenes Kleid. Allein sie zeigte keine solche Freude, als der Ritter erwartete. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus, starrte ihn an,

als sehe sie ein Gespenst, und sank todtenbleich ihrer Mutter in die Arme. Albert redete sie freundlich an; allein ihr ganzes Gesicht verrieth nur stummes Entsetzen, und ihre entfärbten Lippen vermochten keinen Laut mehr hervorzubringen.

„Ach," sagte die Mutter, „das gute Kind ist sehr, sehr krank! Die unerwartete Freude über Euren Anblick kann für sie tödtliche Folgen haben. Ihr hättet nicht so unangemeldet herein treten sollen. – Komm, meine Tochter, ich will dich zu Bette bringen. — Ihr aber, Herr Ritter, könnet sie heute nicht mehr sehen. Ihre zerrütteten Nerven könnten vollends zerreißen. Ich muß nun diesen Mittag und Abend schon bei ihr bleiben, und kann also das Vergnügen Eurer Gesellschaft heute nicht genießen. Und da mein Gemahl abwesend ist, so würde es Euch nur Langeweile machen, länger dahier zu verweilen."

Sie führte ihre Tochter, die sich matt auf die Mutter stützte, in ein Nebenzimmer, riegelte die Thüre hinter sich zu, und ließ den betroffenen Ritter in dem Saale stehen. Er stand auch wirklich, vor Erstaunen beide Arme erhebend, und die Augen unverwandt auf die Thüre gerichtet, in seinem hell polirten Harnische so unbeweglich da, als wäre er eine Bildsäule aus Erz.

Jetzt kam sein treuer Heinz herein. Er mußte den Ritter am Arme rütteln, um ihn zu sich selbst zu bringen. „O Heinz," fing der Ritter mit einem tiefen

Seufzer an, „was habe ich sehen und hören müssen! Meine liebe Braut fand ich fast schon als Leiche. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, und ihre schönen Augen schienen bereits zu brechen. Die Gunst der Mutter habe ich, wie es scheint, auf immer verloren; sie hat mich sehr kurz und kalt abgefertigt. Und was das traurigste Vorzeichen, ja ein schauerliches Wunder ist — der grüne Edelstein in dem goldenen Ringe, den ich meiner holdseligen Braut schenkte, hat sich in Blut verkehrt. Er funkelte dunkelroth, wie ein großer Blutstropfen. Ach, mit der grünen Farbe ist alle Hoffnung verschwunden, und die Blutfarbe deutet auf Blutvergießen."

„Lieber Herr," sprach Heinz, „Ihr seyd unrecht daran! Ich habe die Sache indeß besser ausgekundschaftet. Pietro, der alte Reitknecht drunten, mit dem ich voriges Jahr manche Flasche geleert habe, erstattete mir kurzen aber getreuen Bericht. Euer holdseliges Fräulein, die falsche, giftige Natter, ist die Braut eines Andern. Sie ist frisch und gesund; nur Euer unvermutheter Anblick hat sie so erschreckt. Das ist leicht zu begreifen, und wundert mich gar nicht! Sie erwartete den neuen Bräutigam, und wollte ihm eben entgegen gehen — da kamet Ihr daher! Euer Edelstein hat sich mit nichten verwandelt; wohl aber ihr ungetreues, wandelbares Herz. Sie hat Euren Ring mit dem grünen Smaragd längst bei Seite gelegt, und einen Ring mit einem rothen Rubin

an den Finger gesteckt, den sie von ihrem nunmehrigen Bräutigam erhalten hat. Für Euch ists dahier vorbei. Macht also, daß wir weiter kommen. Der Bräutigam wohnt bereits hier. Er ritt gestern mit dem Vater der Braut und mehreren Rittern nur in die Stadt, wo herrliche Ritterspiele gehalten werden sollen, und kann noch in dieser Stunde zurück kommen. Sobald es Friede ist, soll das Hochzeitfest gefeiert werden."

„Nein," rief Albert wüthend, „eher soll das große, weite Gewölbe des Himmels über mir einstürzen." „Warum nicht gar!" sagte Heinz; „das fehlte noch! Auch wäre es wohl der Mühe werth! Vergeßt die Ungetreue und kommt! Wenn wir länger hier verweilen, so trifft uns der neugebackene Bräutigam, und ich fürchte Alles. Ihr seht mir darnach aus, als könntet Ihr in diesem Schlosse großes Unheil anrichten. Kommt, kommt, denn es ist das Beste, Ihr geht." Heinz beredete den Ritter mit vieler Mühe, aufzusitzen und weiter zu reiten.

Ritter Albert schlug sich, indem er voraus sprengte, mit der Faust mehrmal gegen die Stirne, und rief: „O, was für ein Thor bin ich gewesen! Wie schrecklich wurde ich betrogen! O du guter Antonio, du weiser, treuer Lehrer, wie hattest du so wahr gesprochen! Ja, die äußerliche Gestalt trügt; ein edles Herz ist aber schwer zu finden."

13.

Ein Zweikampf.

Als Ritter Albert mit dem ehrlichen Heinz durch den Wald ritt, begegnete ihm ein Ritter, der von einem einzigen Knappen begleitet war. Der fremde Ritter trug einen feuerfarbenen Helmbusch und eine himmelblaue Schärpe. Diese Farben die Albert eben erst an der treulosen Kamilla erblickt hatte, brachten seinen Zorn aufs höchste. Der Gedanke, der fremde Ritter sey der ihm verhaßte Bräutigam, fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf.

„Halt!" rief ihm Albert von Weitem entgegen. „Keinen Schritt vorwärts! Antworte mir erst! — Ist Kamilla von Arno deine Braut?"

„So Gott will," rief der fremde Ritter; „was hast du dagegen?"

„Sie ist eine falsche, betrügerische Schlange!" rief Albert. „Bekenne das oder Stirb!"

„Du sollst zuerst sterben, du ruchloser Verläumder!" rief der unbekannte Ritter.

Hiermit waren die Loosungsworte zum Kampfe gegeben. Beide Ritter ließen augenblicklich die Visiere nieder, und legten die Lanzen ein. Mit einer Wuth, einem Ungestüm, womit sich ein Löwe auf seinen Raub stürzt, rannte Albert auf den fremden Ritter los, und versetzte mit seiner Lanze

ihm einen so furchtbaren Stoß, daß er rückwärts weit über das Pferd hinausflog, und unbeweglich auf dem Boden hingestreckt liegen blieb.

Kurt, der Knappe des gestürzten Ritters, sprang vom Pferde, seinem Herrn von der Erde aufzuhelfen. Allein der unglückliche Ritter ließ Haupt und Arme sinken, und ein Strom von Blut drang aus dem vergitterten Visier. Die Bemühung des treuen Knappen und dessen lauter Jammer gingen dem Ritter Albert zu Herzen. Die rasche That hatte seinen Zorn abgekühlt, und er fing an, Reue darüber zu fühlen. Obwohl er den überwundenen Ritter für seinen größten Feind in der Welt hielt, so war er doch zu gutherzig, einen besiegten Feind seinem Elende zu überlassen. Er stieg eilig ab, gab die Lanze seinem bestürzten Heinz, kniete neben dem blutenden Ritter nieder, öffnete ihm, damit er Luft schöpfen könne und nicht ersticken möge, den Helm, und schrie vor Schrecken und Entsetzen laut aus: „O weh mir, ich bin der Unseligste aller Menschen auf Erden! Es ist mein Bruder Burkhard! Ich habe meinen Bruder ermordet!"

Er wischte voll des innigsten Mitleides, mit seinem weißen Tuche dem schwer verwundeten Burkhard das Blut ab, das ihm aus Mund und Nase drang, und rief jammernd: „O Bruder, Bruder, liebster Bruder Burkhard! Ach öffne deine geschlossenen Augen! Schau mich an! Ach, nur noch einen

Blick, der mir sage, daß du mir verzeihest! Denn, so wahr ich lebe, ich habe dich nicht gekannt! Ach, hörest du mich denn nicht mehr? Ich bin dein Bruder, dein Albert. Gib mir nur ein Zeichen, daß du mich verstehest, daß du mir verzeihest! Drücke mir die Hand! Ach Gott, er hört mich nicht mehr, er kann keinen Finger regen. Er ist todt — todt! O Gott was habe ich gethan! Die Erde wankt unter mir; sie zürnt, daß ich sie mit dem Blute meines Bruders gefärbt habe. — Und horch! — Ich höre in der Ferne donnern. Der Allmächtige naht sich mir im Gewitter, mich zu richten — wie den ersten Brudermörder Kain!"

„Lieber Herr," sagte Heinz; „es donnert nicht, sondern Eures Bruders Begleiter kommen im donnernden Galopp, und werden seinen Tod rächen. O kommt und laßt uns fliehen; sonst seyd Ihr des Todes."

„Des Todes?" rief Albert; „gut, so ists recht. Ich habe den Tod verdient. Hier neben meinem geliebten Bruder soll mein Blut fließen, und Ein Grab soll unsre beiden Leichen bedecken!"

„Kommt, kommt," sagte Heinz, „und macht aus Einem Unglück nicht zwei! — Und dann bedenkt wohl: Nicht nur Euer Leben ist in Gefahr; Eure ganze Kriegsschaar ist ohne Führer und weiß nicht einmal, wohin und wozu sie ausgesandt ist. Ihr seyd ohne Euer Wissen und Euren Willen ein Bru-

dermörder geworden — werdet nun mit Wissen und durch Euer Verschulden nicht auch noch ein Verräther an dem Kaiser."

Albert war zu bestürzt, um auf diese klugen Reden sogleich zu achten. Da faßte Heinz ihn kräftig beim Arme, führte ihn zu dem Pferde und nöthigte ihn aufzusitzen. Albert, der vor Schmerz beinahe alle Besinnung verloren hatte, ließ Alles mit sich anfangen. Als er auf seinem Pferde fest saß, schwang Heinz sich auf sein Roß, faßte des Ritters Pferd beim Zügel, und sprengte damit, so eilig er konnte, seitwärts in den Wald.

Heinz ritt bleich vor Schrecken und Betrübniß neben seinem Ritter. Er hatte das herzlichste Mitleid mit beiden Rittern, und fühlte den heftigsten Zorn über Kamilla. „Ach," dachte er seufzend, „es ist ein großes Unglück! O daß doch die zwei Brüder einander sogleich erkannt hätten! Dann wäre es zu keinem Zweikampf gekommen. Sie hätten einander kein Haar gekrümmt. Die gottlose Kamilla hätte die Untreue, die sie an Ritter Albert begangen hat, schwer büßen müssen. Sie hätte die Suppe ausessen müssen, die sie eingebrockt hat! — Aber es ist doch sonderbar! Mein Herr hat hundertmal mehr Verstand als ich. Jedermann, der Kaiser selbst lobte seine Einsicht, und doch ließ er sich von dieser nichtswürdigen Betrügerin übertölpeln. Ich merkte wohl, daß sie es

nicht redlich meine; allein mein Herr war wie blind. All mein Warnen half nichts. Er wurde nur zornig, wenn ich ihm mein altes Sprüchlein sagte: Trau — schau — wem? — Ich könnte die falsche Kamilla in Stücke zerreißen! Allein Gott wird ihre boshafte Verstellung, mit der sie zwei so edle Ritter in Unglück brachte, gewiß bestrafen. Ich denke, das noch zu erleben. Denn Gott liebt nur Aufrichtigkeit und Redlichkeit, und haßt und bestraft Falschheit und Betrug."

14.

Ritter Alberts Reue und tiefe Betrübniß.

Spät in der Nacht kamen Ritter Albert und sein getreuer Heinz bei ihrer Kriegsschaar an. Alberts Freunde gaben sich alle Mühe, seinen Kummer zu zerstreuen; allein es half wenig. Indeß raffte Albert alle seine Kräfte zusammen, den Kriegszug, wozu ihn der Kaiser ausgesandt hatte, glücklich zu vollenden. Der Krieg, der ihm sehr viel zu denken und zu thun gab, machte ihn zwar seines Jammers hie und da auf einige Stunden vergessen. Allein Reue und Gewissensangst kehrten immer mit erneuter Gewalt zurück. Nachdem er

sich den Tag hindurch mit den Feinden herumgeschlagen hatte, brachte er die Nacht in seinem einsamen Zelte schlaflos und tiefbetrübt zu. Sobald er seinen Kriegszug vollbracht hatte, bat er um seinen Abschied. Der Kaiser, dem von dem Vorgefallenen nichts gemeldet, sondern bloß berichtet worden, daß der gemüthskranke, junge Mann für jetzt unfähig sey zu dienen, entließ ihn auf unbestimmte Zeit mit Bezeigung der kaiserlichen Huld und Gnade für die geleisteten Dienste, und mit der Zusicherung, sobald Albert wieder gesund geworden, ihn wieder mit dem nämlichen Range anzustellen, den er bisher in dem Kriegsheere gehabt hatte. Bald darauf war Ritter Albert verschwunden, und niemand wußte, wo er hingekommen.

Albert hatte mit seinem getreuen Heinz eine Pilgerfahrt in das gelobte Land angetreten, um für seine Sünden zu büßen, und dort die verlorne Ruhe des Gewissens wieder zu finden. Nach Jahren kam er in sein geliebtes deutsches Vaterland wieder zurück, und trat aufs Neue in die Kriegsdienste des Kaisers, indem er seine übrigen Tage nicht müßig zubringen wollte; vielleicht auch weil er hoffte, sein trauriges Leben im Kriege auf eine rühmliche Art zu enden.

Da eben in Deutschland Kriegsunruhen ausgebrochen waren, so wurde ihm der Befehl über eine Schaar Reiter übertragen. Eines Abends ritt

Albert mit einigen Reitern durch einen wilden, unwegsamen Wald. Da wurde er plötzlich von einer überlegenen Anzahl Feinde überfallen. Ein feindlicher Ritter rannte ihn vom Pferd; Alberts Reiter nahmen, vom Feinde verfolgt, die Flucht. Allein der treue Heinz, dem sogleich zu Anfang des Kampfes sein Pferd erstochen worden, und der bald darauf seinen Ritter stürzen und dessen Leute fliehen sah, verbarg sich in dem Gebüsche, um dem geliebten Herrn, sobald sich die Feinde entfernt hätten, zu Hülfe zu kommen. Er kam nun, als er kein Waffengeklirr mehr hörte und der Hufschlag der Pferde sich nach und nach in der Ferne verlor, aus dem Gebüsche hervor und eilte zu seinem verwundeten Herrn. Er fand ihn noch am Leben, aber sehr schwach. Er verband voll Mitleids die Wunden des Ritters, so gut er konnte, und versprach Leute aufzusuchen, um ihn mit ihrer Hülfe unter Dach zu bringen.

Als Heinz einige hundert Schritte weit gegangen war, bemerkte er ein fernes Feuer im Walde. Er ging darauf zu, und kam an einen brennenden Kohlenhaufen. Nicht weit davon war die Köhlerwohnung. Dort flehte er um Hülfe und Nachtherberge für seinen verwundeten Ritter. Der Köhler spannte sogleich sein Roß in den Kohlenkarren, zündete, da es bereits Nacht war, eine Pechfackel an, und kam mit Heinz zur Wahlstätte. Dem ehr-

lichen Köhler bebte das Herz, als er bei dem düsterrothen Scheine der Fackel das todtbleiche Angesicht und die blutbespritzte Rüstung des Ritters erblickte, der auf dem Boden ausgestreckt lag, und sein schweres Haupt mühsam mit der Hand stützte.

Heinz und der gutherzige Köhler hoben ihn mit großer Sorgfalt und Schonung auf den Karren, und brachten ihn in das kleine Stübchen der Köhlerwohnung. Eine rauchende Oellampe, der ein umgestürzter Topf anstatt des Leuchters diente, stand auf dem Tisch und erhellte sparsam die rußigen Wände. Die Köhlerin schürte die Lampe, damit sie heller leuchte. Die gute Frau hatte indessen auf der Ofenbank ein dürftiges Lager für den Ritter zurecht gemacht, und alte Leinwand hervorgesucht, ihn zu verbinden. Der Ritter aber lag da, wie ein Sterbender und konnte kaum das Wörtlein hervorbringen: „Dank! Dank!"

Der Köhler lief nach einem Wundarzte fort, die Köhlerin ging, einen Geistlichen zu rufen. „Denn," sagte sie leise und bekümmert zu Heinz, „der gute Herr wird wohl den Morgen nicht mehr überleben!"

15.

Eine schauerliche Erscheinung.

Heinz setzte sich auf die Bank hinter dem Tische, um bei dem Ritter zu wachen. Allein da er sich den Tag über sehr ermüdet hatte, so legte er beide Arme und den Kopf auf den Tisch, und schlief über eine Weile sanft und ruhig ein.

Im Schlafe kam es ihm vor, er höre seinen Herrn laut ausrufen: „Bruder Burkhard, was willst du hier bei deinem Mörder! — Kommst du aus dem Grabe zurück mich dahin abzuholen! — Laß, ach, laß diese meine Hand los, mit der ich dein Blut vergossen habe.“

Allein der schlaftrunkene Heinz konnte nicht sogleich aus dem Schlafe kommen. Erst als der Ritter ihm mehrmal mit Namen gerufen hatte, raffte er sich auf, rieb sich die Augen, nahm die Lampe, trat damit an das Bett des Ritters und fragte, was er befehle.

„Ach Heinz!“ sprach der Ritter mit allen Zeichen des Schreckens und Entsetzens in seinem bleichen Gesichte, „hast du hier in der Stube Niemand gesehen?“

„Nein, Niemand!“ sagte Heinz, befremdet und sich wundernd.

„Hast du auch nichts gehört?“ fragte der

Ritter mit leiser, bebender Stimme, als scheute er sich laut zu reden.

„Euch hörte ich jammern,“ sagte Heinz, „sonst aber nichts.“ „Gewiß, mein lieber Heinz, es war Jemand hier,“ sprach der Ritter; „sieh, die Stubenthüre steht noch offen.“

Jetzt wurde es dem guten Heinz auch bange. Er hatte die Thüre selbst zugemacht, und wußte gewiß, daß der Köhler und die Köhlerin, die ausgegangen waren, noch nicht zurück gekommen seyen, und daß sich sonst keine Seele in dem Hause befinde, als der Ritter und er. Die Worte, die der Ritter vorhin von seinem Bruder Burkhard und dem Abholen in das Grab gesagt hatte, fielen dem erschrockenen Diener jetzt schwer auf das Herz. Indeß suchte er den Ritter zu beruhigen. „Ei, wer sollte denn hier gewesen seyn!“ sagte er. „Ihr habt nur geträumt. Vielleicht hat nur der Wind die Thüre aufgerissen.“

„Höre Heinz,“ sprach der Ritter sehr ernsthaft, „ich habe gewacht, wie jetzt. Auch wehte draußen wohl kein Lüftchen, ja die nächtliche Stille hatte für mich etwas Schauerliches. Alles schwieg, wie in einem Grabgewölbe. Da hörte ich leise Fußtritte, die immer näher kamen, die Stubenthüre öffnete sich langsam und stille, und ich sah — ach die Haare stehen mir jetzt noch zu Berg! den abgeschiedenen Geist meines Bruders sichtbar zu mir herein treten.

„Ach," sagte Heinz, „Ihr habt Euch dieses nur so eingebildet. Das Wundfieber stellt sich ein, und spiegelt Euch so fürchterliche Dinge vor."

„Nein, nein," sprach der Ritter, „ich rede nicht im Fieber; mein ermordeter Bruder war wirklich hier. Ich habe ihn so deutlich gesehen, daß ich ihn abmalen könnte. Die Lampe dort beleuchtete seine ganze Gestalt. Er war vom Haupt bis zu den Füßen in ein langes, weißes Sterbekleid gehüllt, das er mit der linken Hand ein wenig von der Stirne zurückschob. Er blieb lange unbeweglich stehen. Sein Angesicht war sehr blaß, und seine lebhaften schwarzen Augen sahen mich starr und unverwandt an. Endlich kam er näher, faßte mit seiner kalten, rechten Hand die meinige, und nannte mich mit leiser Stimme zwei — dreimal: „Bruder Albert.„ Da er aber mein Entsetzen sah, sprach er, mit seiner mir so bekannten Stimme: „Für jetzt verlasse ich dich — morgen aber mit Anbruch des Tages siehst du mich wieder." Er ging — und was er gesagt hat, wird wohl wahr werden. Diese Nacht, denke ich, ist meine letzte. Morgen bevor die Sonne aufgeht, werde ich meinen geliebten Bruder Burkhard wieder sehen — in der andern Welt. So heftig diese nächtliche Erscheinung meines Bruders mich erschreckte, so ist doch eines dabei, das mir großen Trost bringt. Unter der Thüre wandte er sich noch einmal um, und blickte mich wehmüthig,

aber ganz unbeschreiblich freundlich und liebreich an. Himmlische Ruhe und Heiterkeit verklärten sein mildes Angesicht. Mit einem sanften Lächeln schied er von mir. Ich bin nun fest überzeugt, er sey ein seliger Geist, und habe mir verziehen. Nun sterbe ich getrost und mit Freuden. Möge mein blutiger Tod und der brennende Schmerz meiner Wunde hier meine alte Blutschuld aussöhnen. Wie ich es meinem Bruder machte, so ging es mir wieder."

Der tief betrübte Albert schaute mit frommen Blicken wehmüthig zum Himmel, wurde ruhiger, und sprach innigst bewegt: „Droben bei Dir, lieber Gott, wird meines Vergehens nicht mehr gedacht werden! Da mein Bruder mir vergeben hat, so wirst Du, guter, barmherziger Gott, wie ich fest glaube und hoffe, mir auch vergeben. Verderbliche, jugendliche Leidenschaften haben uns Brüder hier auf Erden entzweit und elend gemacht; aber Du, o Gott, der Du die lautere Güte und Erbarmung bist, wirst uns beide droben bei Dir wieder vereinigen in ewiger Liebe und Seligkeit!" Er faltete die Hände, und blickte noch lange mit empor gerichteten Augen stillschweigend zum Himmel.

Auch Heinz zog seine Mütze ab, und blieb stille betend unten an dem Bette des Ritters stehen.

16.

Ritter Burkhards Schicksale.

Ritter Albert überlebte gegen alle seine Erwartung den nächsten Morgen. Allein darin hatte er sich nicht geirrt, daß er seinen Bruder Burkhard gesehen habe. Burkhard, nicht bloß sein Geist, war wirklich und leibhaftig in der beschriebenen Gestalt da gewesen. Um aber zu begreifen, wie dieses zuging, müssen wir in dieser Geschichte mehrere Jahre zurück gehen, und erst vernehmen, wie Burkhard nach Italien gekommen, wie es sich gefügt, daß beide Brüder sich in jenem Walde so unversehens und unbekannter Weise begegnet, und was sich mit Burkhard, nachdem er im Walde für todt liegen geblieben, noch weiter begeben habe.

Kaiser Friedrich wurde mit den Italienern nicht so bald fertig, als er gedacht hatte. Er sah sich genöthigt, frische Kriegsvölker aus Deutschland nachrücken zu lassen. Nachdem sie in Italien angekommen waren, wies er ihnen eine Strecke Landes an, die sie besetzt halten sollten, bis der weitere Fortgang des Krieges bestimmen würde, wo ihre Gegenwart am nöthigsten seyn werde. Ritter Burkhard befand sich unter den neuangekommenen Kriegern, und befehligte einen ansehnlichen Theil derselben. Wegen seiner Kenntniß der Italienischen Sprache

wurden ihm die Unterhandlungen mit dem Adel und den Städten über die Bedürfnisse des Heeres übertragen. Weil das Schloß Arno sehr geräumig, und ihm zu seinen Geschäften sehr bequem gelegen war, wählte er es zu seinem Aufenthalte, und schickte zwei Krieger dahin, für ihn Quartier zu machen.

Als Ritter Burkhard, vom Haupt bis zu den Füßen in Eisen gekleidet, vor dem Schlosse ankam, und von seinem Streitrosse stieg, stand der Graf schon unter der Schloßpforte bereit, ihn mit aller erdenklichen Höflichkeit zu empfangen. Die Gräfin und Fräulein Kamilla sahen, von dem Fenster aus, den Ritter absteigen, und hörten ihn sogleich darauf, unter der Last und dem Geklirre der eisernen Rüstung schwer und stark auftretend, die Stiege herauf kommen.

„Was diese stolzen Deutschen für plumpe, schwerfällige Menschen sind," sagte die Gräfin zu ihrer Tochter. „Ich hasse sie — diese unsre übermüthigen Unterdrücker. Indeß kommt es auf das Gutbefinden dieser eisernen Maschine an, die jetzt die Treppe heraufstolpert, ob wir dem verwünschten Rothbart, dem Kaiser Friedrich, einige tausend Dukaten mehr oder weniger bezahlen müssen. Komm, meine Tochter, wir wollen dem ungebetenen Gast bis an die Saalthüre entgegen gehen; du, meine kluge Kamilla, wirst ihm artig zu begegnen, ihn jedoch in gehöriger Entfernung zu halten wissen."

Ritter Burkhard trat in den Saal. Er wurde

von der gnädigen Gräfin mit sehr geläufiger Zunge auf das freundlichste bewillkommt, und war über die Schönheit des Fräuleins nicht wenig erstaunt. Da er sich längere Zeit auf dem Schlosse aufhielt, so wetteiferten der Graf, die Gräfin und Fräulein Kamilla, ihn durch verstellte Freundlichkeit immermehr für sich einzunehmen. Er war mit den Ehren, die man ihm erwies, höchst zufrieden, und auch die Aeltern des Fräuleins konnten die Billigkeit des Ritters in seinen Geldforderungen nicht genug loben.

Der Ritter wurde mit jedem Tage artiger. Da jetzt Waffenstillstand gemacht worden, kleidete er sich sehr zierlich in schwarzen Sammet, trug einen feinen, weißen Spitzenkragen, den er zweifach mit Gold aufgewogen hatte, und an seiner Brust schimmerte sein goldenes Ordenskreuz, das mit Edelsteinen besetzt war. Er hatte in seinen Gedanken die junge Gräfin sich zu seiner Braut auserkoren, und hoffte so glücklich zu werden, sie als seine angetraute Gemahlin nach Deutschland zu führen. Denn er wußte nicht das Geringste davon, daß sein Bruder Albert schon früher auf diesem Schlosse gewesen, Fräulein Kamilla kennen gelernt, und sich mit ihr zu vermählen gedenke. Auch der Graf und die Gräfin, so wie das Fräulein, ahneten nichts weniger, als daß Albert und Burkhard, da der eine sich Ritter von Finsterwalde und der andere sich Ritter von Föhrenbach nannte, Brüder

seyen. Kamilla und ihre Aeltern hüteten sich auch sehr, dem Ritter Burkhard von Föhrenbach merken zu lassen, daß sie jenem Ritter von Finsterwalde einige, wiewohl eitle und leere Hoffnungen gemacht hatten. Sie nannten Alberts Namen nicht einmal, und Kamilla verbarg jenen Ring mit dem grünen Edelstein aufs sorgfältigste in ihrem Schmuckkästchen. Uebrigens machte sie sich kein Bedenken daraus, auch von Burkhard den Ring mit dem kostbaren Rubin, den er ihr auf eine sehr gute Art anzubieten wußte, anzunehmen und zu tragen. Sie sah den Ring als ein unbedeutendes Geschenk an, das sie zu ganz und gar nichts verbindlich mache. „Wenn er sich einbildet,“ sagte sie, „deßhalb auf meine Hand Ansprüche machen zu dürfen, so ist dieses eine Thorheit, die er sich selbst zuschreiben muß.“

Allein Ritter Burkhard betrachtete von nun an Kamilla als seine Braut. Wenn die Herrschaft Abends in dem Garten speiste, und Ritter Burkhard der jungen Gräfin den Arm bot, sie dahin zu führen, murmelten die Bedienten des Grafen: „Das gebe einmal ein schönes Brautpaar!“ Die Knappen des Ritters aber sagten es sich einander laut, und tranken bereits auf das Wohl des edlen Bräutigams und der schönen Braut.

17.

Der menschenfreundliche Eremit.

An jenem unglücklichen Morgen, da Ritter Burkhard sich auf dem Wege aus der Stadt nach dem Schlosse des Grafen befand, war er in lauter goldene Träume von seinem künftigen Glücke vertieft. Er hatte sich in der Stadt einen feuerfarbenen Helmbusch und eine himmelblaue Feldbinde gekauft, und hoffte seine geliebte Kamilla sehr angenehm zu überraschen, daß er ihre Lieblingsfarben auch zu seinen Leibfarben gewählt habe. Er war weit vor seinem Gefolge vorausgesprengt, um der vermeinten Braut diese Freude einige Augenblicke früher zu machen. Er dachte eben daran, wie sein alter Vater sich freuen werde, wenn er ihm die liebenswürdige Schwiegertochter vorführen würde. Als er nun in Gedanken allerlei Luftschlösser baute, in welcher seligen Eintracht er mit seinem Bruder Albert leben wolle, dem es nicht an einer ähnlichen Gemahlin fehlen könne — da kam Bruder Albert, unerkannt und unerwartet, daher gesprengt, warf ihn vom Pferde und alle die schönen Luftschlösser über den Haufen.

Der gute Burkhard blieb, nachdem sein Bruder sich entfernt hatte, noch eine gute Weile, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, ausgestreckt auf dem Boden liegen. Burkhards tapfere Krie-

ger, der Graf mit seinem Gefolge, auch mehrere Ritter mit ihren Leuten, die etwas langsamer vom Turniere, wie man die ritterlichen Uebungen jener Zeit nannte, zurück kehrten, sahen Burkhards Streitroß ohne Reiter scheu umher irren, suchten im Galoppe ihn auf, fanden ihn, stiegen ab, und versammelten sich um den schwer verwundeten Ritter. Der getreue Kurt war indessen unabläßig beschäftigt, ihn ins Leben zurück zu bringen. Endlich regte er sich, und Kurt weinte vor Freuden. Die Ritter befahlen ihren Knappen Aerzte zu rufen, und eine Tragbahre von Aesten zu verfertigen. „Wir selbst,“ sagten sie, „wollen unsern geliebten Streitgenossen Burkhard auf das Schloß des Herrn Grafen tragen.“

Allein Graf Arno sprach: „So unendlich schmerzvoll dieser Unglücksfall meinem Herzen ist, ein so großer Trost würde es mir seyn, den vortrefflichen Ritter, meinen geliebtesten Freund, auf meinem Schlosse zu verpflegen. Doch ist der gute Mann zu übel zugerichtet, als daß er ohne die größte Gefahr bis dahin gebracht werden könnte. Alle hier gegenwärtige Ritter, die alle sehr einsichtsvolle Männer sind, werden mir recht geben. Indeß soll das Urtheil der Aerzte entscheiden, nach denen bereits geschickt ist.“

Da es bald darauf hieß, einer der Aerzte komme, sprach der Graf: „Ich muß ihm entgegen eilen, um ihm meinen theuren jungen Freund, mein

zweites Ich, zu empfehlen." Er eilte dem Arzte, den er sehr wohl kannte, entgegen, drückte ihm ein Paar Goldstücke in die Hand und flüsterte ihm heimlich zu: „Sey gescheit und mache mein Schloß nicht zu einem Spital."

Indeß der Graf dem Arzte entgegen ging, erschien ein alter Eremit, mit schneeweißem Haar und Bart, in schwarzem, faltenreichen Gewande und mit einem langen Knotenstocke in der Hand, und drängte sich durch die umstehenden Ritter und Knappen hindurch. Er betrachtete den verwundeten Ritter mit ganz ungemeiner, außerordentlicher Rührung, und rief, indem er die Hände faltete und reichliche Thränen über seine noch blühenden Wangen flossen: „Mein Gott, welch ein Unglück! Ich will den edlen Mann in meine Klause aufnehmen, die dort, kaum fünfhundert Schritte von der Straße, hinter Wald und Felsen versteckt liegt."

Alle Ritter waren damit vollkommen zufrieden. Der Graf aber, der eben mit dem Arzte am Arme zurückkam und das Anerbieten des Einsiedlers hörte, sprach: „Ich habe diesen Eremiten bisher immer als einen sehr würdigen Priester gekannt; von nun an werde ich ihn aber nicht mehr anders nennen, als den wohlthätigen Samaritan."

„Und ich," brummte Kurt, „dich nie mehr anders, als den unbarmherzigen Leviten."

Der alte Einsiedler war wirklich ein sehr wür-

diger Priester, den ein Diener des Grafen herbei gerufen hatte, damit er dem Ritter, der dem Tode nahe schien, beistehen möge. Ritter Burkhard wurde in die Zelle des Einsiedlers gebracht, und von dem Arzte und seinem Gehülfen verbunden. Der Einsiedler aber war für den jungen Ritter so zärtlich besorgt, als es nur immer ein Vater für seinen einzigen Sohn seyn könnte. Auch verstand er sich sehr gut darauf, Verwundete und Kranke zu verpflegen, und brachte Tag und Nacht an dem Krankenbette des Ritters zu.

Der gute Einsiedler mußte große Geduld mit ihm haben. Denn der Ritter redete wegen seiner Kopfwunde beständig irre; er hielt den alten, ehrwürdigen Einsiedler für einen furchtbaren Zauberer, und jenen ihm unbekannten Ritter im Walde für den berühmten rasenden Ritter Roland, und behauptete steif und fest, beide hätten sich mit einander verschworen, ihm seine Braut zu rauben. Oft mußte der Einsiedler ihn mit Gewalt zurückhalten, damit er in der Fieberhitze nicht ausriß und Unheil anrichtete.

„Mein Gott!" sprach der fromme Greis, „wie viel Unheil richten doch die Leidenschaften in der Welt an; die armen Menschen, die sich von ihnen überwältigen lassen, haben weder wachend, noch träumend eine ruhige Stunde."

18.

Ein alter treuer Freund.

Eines Morgens kam Burkhard endlich wieder zu sich selbst. Es war ihm, als erwachte er aus einem schweren Traume. Er blickte in der hellen, freundlichen Zelle, durch deren rebenumkränzte Fenster die Sonne mild und lieblich hereinschien, verwundert umher, sah den Einsiedler, der neben dem Bette saß, lange sehr aufmerksam an, und fragte endlich mit voller Besinnung: „Wo bin ich? Wie komme ich hieher? Und wer seyd Ihr, ehrwürdiger Vater?"

Der Einsiedler sagte in deutscher Sprache: „Burkhard, liebster Freund, kennst du mich nicht mehr? Freilich sind meine Haupthaare und mein Bart indeß weiß geworden wie Schnee; allein da wir mehrere Jahre zusammen unter Einem Dache gelebt haben, solltest du dich meiner doch noch erinnern. Sieh mich einmal recht an!"

Burkhard betrachtete ihn längere Zeit nachsinnend und mit zweifelhaften Mienen; endlich erheiterte sich auf einmal sein ganzes Angesicht, und er rief mit unbeschreiblicher Freude: „O mein theurer Lehrer — mein väterlicher Freund Antonio!"

„Der bin ich!" sprach der Einsiedler, und umarmte den Ritter unter Thränen. Burkhard wollte ihn auch umarmen, fühlte aber, indem er seinen dicht

verbundenen Arm emporheben wollte, stechende Schmerzen, die ihn daran erinnerten, daß er schwer verwundet sey. Er blickte aber zum Himmel auf und sagte: „O Gott, wie gut bist Du, daß Du, während ich ohne Bewußtsein oder doch nur wie in einem schweren Traume da lag, so liebreich für mich sorgtest und mich nun in den Armen meines geliebten Lehrers erwachen ließest!“

„Ja, mein geliebter Sohn,“ sprach Antonio, „das hat Gott so gefügt. Er hat es mir erst vor einigen Wochen in den Sinn gegeben, diese Zelle zu beziehen; wie ich damals meinte, um da bloß Ihm und mir selbst zu leben; wie ich aber jetzt wohl einsehe, damit ich sogleich bei der Hand wäre, dir beizuspringen, und damit ich ein bequemes Plätzchen haben möge, wo ich dich aufnehmen könnte. Gott hat mir so zu sagen, einen eigenen Boten geschickt, und mich dorthin rufen lassen, wo du verwundet im Walde gelegen. O welch einen Schmerz empfand ich, als ich in dir meinen geliebten Burkhard erkannte! Aber sey getrost, lieber Sohn! Du bist außer Gefahr und deine Wunden werden bald geheilt seyn. Bis du wieder ganz hergestellt bist, bleibst du bei mir in meiner kleinen Einsiedelei. Da wollen wir zusammen so selige Tage leben, als einst auf deiner väterlichen Burg.“

Der Ritter sank dem ehrwürdigen Greis an die Brust, und weinte dankbare Thränen.

Burkhard bemerkte jetzt, daß der gutherzige Greis sein eigenes Bett ihm abgetreten, und sich auf dem Boden der Zelle ein sehr armseliges Lager von etwas Schilf und einem alten wollenen Mantel bereitet habe. Der dankbare Ritter ward noch mehr gerührt und sagte: „O was ist es doch Schönes und Edles um die wahre christliche Liebe! Sie ziert und adelt den Menschen mehr als ein Ordensstern an der Brust.“

19.

Wichtige Nachrichten für Ritter Burkhard.

Nachdem Ritter Burkhard von der ersten Freude des Wiedersehens sich erholt, und seine Freudenthränen getrocknet hatte, fragte er: „Was macht die Gräfin Kamilla von Arno, meine liebe Braut? Hat sie während ich so gefährlich krank darnieder lag, und nichts um mich selbst wußte, mich nicht besucht? Und wer war jener verläumderische Ritter, der sie eine falsche Schlange nannte, und mit so furchtbarer Gewalt mich vom Pferde stieß?“

Antonio fand es nicht rathsam, auf diese Fragen sogleich zu antworten. Er hatte zwar Burkhards und Alberts traurige Geschichte indessen

genau erfahren, allein er fürchtete, Ritter Burkhard möchte darüber zu bestürzt werden, und das Fieber, das ihn noch nicht ganz verlassen hatte, möchte neuerdings zurückkehren, über Hand nehmen, und ihm vielleicht gar den Tod bringen. Antonio sagte daher: „Laß dieß für jetzt gut seyn, liebster Burkhard! Wenn du dich mehr erholt haben wirst, will ich dir Alles getreulich erzählen. Ich muß nunmehr nach deinen Wunden sehen und den Verband erneuern. Hernach aber mußt du, da der gütige Gott dir wieder Schlaf schenkt, eine Weile ruhen. Wir dürfen nicht so viel auf einmal reden, es würde dir schaden und deine Wunden verschlimmern.“

Als Ritter Burkhard merklich besser und kräftiger geworden, und seine Fragen, auf die er bisher nur ausweichende Antworten erhalten hatte, immer wiederholte, erzählte Antonio ihm, nach einigen Vorbereitungen die Geschichte im Zusammenhange. Er brachte ihm zuerst bei, daß Ritter Albert die junge Gräfin Kamilla von Arno schon früher gekannt, und sie bereits als seine Braut betrachtet habe.

„Mein Gott,“ rief Burkhard, „ach, daß ich dieses doch früher gewußt hätte! Wenn sie noch zehnmal liebenswürdiger wäre, ich hätte meine Gedanken nie zu ihr erhoben. Der edle Bruder Albert hat mir aus brüderlicher Liebe die schöne Burg Föhrenbach mit den dazu gehörigen ansehnlichen Gütern geschenkt; wie könnte ich nun Ansprüche

auf seine erwählte Braut machen? Antonio, hier meine Hand, ich entsage hiemit allen Gedanken auf das Fräulein!"

„Das ist ein großmüthiger Entschluß," sprach Antonio; „daran erkenne ich meinen guten, edelmüthigen Burkhard."

Antonio erzählte ihm nun mit zarter Schonung, eben jener fremde Ritter, der ihn, ohne ihn zu kennen, vom Pferde gestochen, sey Bruder Albert gewesen. Albert sey aber, sobald er in dem Verwundeten, den er für todt gehalten, seinen Bruder Burkhard erkannte, von unermeßlichem Jammer ergriffen worden, und habe verzweifelnd die Flucht genommen.

„Ach, der arme Albert!" rief Burkhard bekümmert. „Freilich, wenn er mich gekannt hätte, wäre er nicht so feindselig auf mich losgerannt. Er hätte mir sicher kein Leid gethan. Ich selbst bin Schuld daran. Ich hätte, obwohl ich ihn für einen ganz unbekannten Ritter hielt, ihn keinen Verläumder nennen, und anstatt seine Ausforderung anzunehmen, mich mit ihm verständigen sollen. Ach, der gute Albert! Wie er sich nun quälen und abkümmern wird. Bester Antonio, sorgt doch dafür, daß er unverzüglich berichtet werde, ich lebe und er könne Fräulein Kamilla, wenn kein anderes Hinderniß obwalte, sogleich ehelichen."

Antonio lobte die versöhnliche Gemüthsart des trefflichen Burkhards, und kam nun, da Burkhard

die ganze Geschichte wissen wollte, auf die Familie von Arno zu sprechen. „Es gibt in Italien," sprach er, „gewiß sehr viele vortreffliche, gottesfürchtige und rechtschaffene, adelige Familien. Ich selbst kenne mehrere, vor denen ich Ehrfurcht habe. Allein jene Familie Arno gehört leider nicht darunter."

Antonio erzählte hierauf dem erstaunten Ritter, daß die junge Gräfin Kamilla weder zu ihm, noch zu Bruder Albert jemals eine aufrichtige Neigung gehabt habe, daß sie, besonders auf Anstiften der Mutter, den beiden Brüdern bloß geschmeichelt und sie mit leeren Hoffnungen getäuscht habe, damit diese Ritter die geforderten Kriegsbeiträge auf eine unbedeutende Summe herabsetzen möchten; daß Kamilla schon früher mit einem jungen Italienischen Grafen, dessen Kriegsbeiträge sie durch schlau hingeworfene Worte und mitleidsvolle Fürbitten gleichfalls sehr zu verringern wußte, verlobt war, und daß diese Kamilla und dieser junge Graf sich über die ehrlichen, leichtgläubigen Deutschen öfter mit einander lustig gemacht und ihrer gespottet haben.

„Wäre es möglich," rief Burkhard, „unter einem so lieblichen, freundlichen Angesicht ein so schwarzes, feindseliges Herz zu verbergen? Nein, Antonio, ihr habt euch nothwendig betrogen."

„Ich habe mich nicht betrogen," sprach Antonio ruhig, „aber eure jugendliche Leidenschaften haben euch beide Brüder betrogen. Ich habe euch öf-

ter und besonders bevor ich in Finsterwalde von euch schied, noch beide treulich und väterlich gewarnt, euch von der Schönheit der Gestalt nicht blenden zu lassen, sondern erst zu prüfen, ob auch das Herz edel und gut sey. Ich habe es euch mit den Worten der heiligen Schrift gesagt: Trüglich ist eine anmuthige Gestalt und eitel die Schönheit; ein Weib aber das den Herrn fürchtet, soll man preisen. Ihr nahmet aber meine Worte nicht zu Herzen. Jetzt habt ihr beide erfahren, daß ich wahr geredet.“

„Ach Antonio,“ sprach Burkhard, „ihr habt uns zwar immer die reine Wahrheit gesagt. Allein was Kamilla betrifft, da seyd ihr, wie ich fest überzeugt bin, in einem schrecklichen Irrthum! Kamilla ist die edelste ihres Geschlechtes. Wenn Alle betrügen, so betrügt doch sie nicht.“

„Lieber Sohn,“ sprach Antonio lächelnd, „deine Verblendung ist sehr groß. Ich muß dir nun diese Kamilla, so ungern ich Uebels von meinen Mitmenschen rede, schon noch etwas näher bezeichnen. Als sie dein und deines Bruders Schicksal vernahm, lächelte sie sehr selbstgefällig; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß zwei so angesehene Ritter, wie ihr zwei Brüder, sich um sie geschlagen hatten. Ja, eben diese gefühllose Kamilla hielt, fern von allem Mitleid, euer Beider Unglück für ihr größtes Glück. Ich kann euch Wort für Wort wie-

derholen, was sie sagte. Ich habe es von einem sehr glaubwürdigen Manne, der Alles mit seinen eigenen Ohren hörte und darüber sehr empört ward, ganz zuverläßig vernommen. „Es hat sich ja recht gut gefügt," sagte sie, „daß Einer dieser Herren Ritter tödtlich verwundet auf dem Kampfplatze liegen blieb, und der andere sich aus dem Staube machte. Ich hoffe, Burkhard werde nicht mehr in dieses Leben, und Albert nicht mehr in dieses Land zurückkehren. So bin ich aller Zwei auf Einmal los. Es hätte mir in der That keinen geringen Verdruß verursachen können, wenn Beide sich hier im Schlosse einander getroffen, und über ihre beiderseitigen Absichten ein vernünftiges Wort mit einander gesprochen hätten. — O der Thoren!" rief sie, „die sich einbilden konnten, ich würde das herrliche Italien, wo Zitronen und Pomeranzen wachsen, verlassen, und in ein Land ziehen, das allerdings sehr reich seyn soll — an Eicheln und Tannenzapfen. Nein, nein, meine Herren, so thöricht bin ich nicht, in Deutschlands düstern Wäldern, unter Bären und Bären-ähnlichen Menschen zu verwildern und mein Leben zu vertrauern." So lästerte sie euch, euer geliebtes Vaterland und die braven, biedern Deutschen."

Burkhard wurde glühend roth vor Zorn und Beschämung; sein beleidigter Stolz erwachte, sich so verachtet und betrogen zu sehen. „O die Ab-

scheuliche," rief er, „ich mag ihren verhaßten Namen gar nicht mehr nennen! Welch ein Thor war ich! — Ach liebster Antonio! es ist mir unbegreiflich, wie wir beide Brüder, Albert sowohl als ich, so gar sinnlos und unvernünftig seyn konnten, einem solchen eiteln, lieblosen, bösartigen Geschöpfe unser Zutrauen und unsre Zuneigung zu schenken. Welchem Abgrunde von Elend bin ich entronnen! Welch ein Unglück wäre es gewesen, mich für immer an ein so widerwärtiges, verächtliches Weib gefesselt zu sehen! Ich sehe nun meinen unglücklichen Sturz vom Pferde für ein großes Glück an. Besser ists, ich ziehe mit meinem zerschmetterten Arme in mein Vaterland zurück, als daß ich an diesem Arme ein solches Ungeheuer, das sich in einen Engel des Lichtes verstellte, in die Burg meiner Väter eingeführt hätte. — Ach Antonio, ich kann es gar nicht aussprechen, wie beschämt ich mich fühle! Man wird mich und meinen Bruder für zwei alberne Laffen halten!"

„Nicht doch!" sprach Antonio. „Das zu behaupten, wird sich Niemand unterstehen. Ihr habt sowohl in friedlichen Unterhandlungen, als in blutigen Schlachten großen Verstand gezeigt. Ihr dürft es kühn mit den Besten, mit den Einsichtsvollsten, sowohl im Heere der Deutschen, als der Italiener aufnehmen. Allein ihr habt nun Beide aus eigener Erfahrung gelernt, wie sehr die

Leidenschaft den Verstand verblende. Sogar in eure sonst so vortreffliche Geschäftsführung hat eure unselige Leidenschaft, ohne daß ihr selbst es bemerkt habt, einige Unordnungen und Abweichungen gebracht. Ihr habt bei Erhebung der Kriegsbeiträge von jenem Grafen und seinem künftigen Schwiegersohne zu wenig verlangt, und mußtet also von Andern zu viel fordern; so habt ihr, wiewohl unvorsätzlich und unwissend, sehr Unrecht gethan. Ihr seht da: Jeder, auch der verständigste Mann, der seine Neigungen nicht prüft, seine Leidenschaften nicht bewacht und nicht beherrscht, steht immer in Gefahr seinen Kopf, das heißt, seinen Verstand zu verlieren. Ja ein Sklave dieser oder jeder andern Leidenschaft — Ehrsucht, Habsucht oder wie sie immer heiße — kann in seiner Verblendung auch so weit kommen, daß er im eigentlichen Sinne seinen Kopf — durch das Schwert verliere."

Ritter Albert gab seinem alten Lehrer vollkommen Recht, und sagte: „Wenn gleich arm an Ruhm, so werde ich doch reicher an Erfahrung in mein Vaterland zurückkehren. Sobald meine Wunde geheilt ist, will ich mich dahin auf den Weg machen; ich hoffe dort doch noch immer einiges Gute zu stiften."

„Gewiß mein lieber Burkhard!" sagte Antonio. „Führe daher diesen Entschluß aus. Da du wegen deines gelähmten Armes nicht mehr zum Kriege taugest, so suche deine Unterthanen zu Hause durch

die Segnungen des Friedens zu beglücken, und werde die Stütze deines alten Vaters."

20.

Heimkehr in das Vaterland.

Ritter Burkhard blieb auf Antonio's Bitte den Herbst und Winter noch bei diesem seinem verehrungswürdigen Lehrer und Freund. Antonio ließ indeß sehr angelegentlich überall nach Albert forschen. Er hätte gar so gern die Freude gehabt, die zwei Brüder, seine Schüler und Freunde, in seiner Zelle beisammen zu sehen. Allein Albert hatte bereits die Kriegsdienste verlassen, und alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens.

Der Kaiser aber, dem die traurige Geschichte der zwei Brüder erst späterhin zu Ohren gekommen, ließ die falsche, betrügerische Kamilla zur Strafe in ein Kloster einsperren, und Kamillas Aeltern mußten die listig abgewendeten Kriegsforderungen ohne den geringsten Nachlaß voll und rund nachbezahlen. Ueberdies mußten sie wegen falscher Angaben ihres Vermögens eine bedeutende Geldstrafe erlegen.

„So ists recht!" sagte Kurt; „die Bosheit muß bestraft werden. Falschheit kommt in ihrer Rechnung immer zu kurz."

Im nächsten Frühlinge nahm Burkhard unter vielen Thränen Abschied von Antonio, dankte ihm für die große Liebe, die er ihm erwiesen, bat ihn um den Segen, empfahl sich in dessen Gebet, und machte sich, von dem treuen Kurt begleitet, auf den Weg nach Deutschland. Nachdem er die hohen Alpengebirge schon längst zurückgelegt hatte, und endlich die alten Schloßthürme von Finsterwalde in weiter Ferne erblickte, freute er sich zwar, allein seine Freude war von wehmüthigen Empfindungen und traurigen Ahnungen getrübt. „Du lieber Gott!“ dachte er, „voll fröhlicher Hoffnungen bin ich einst aus dieser Burg ausgezogen, und sehe nun — ach, noch in der Blüthe meines Lebens! — alle diese Hoffnungen vereitelt. Anstatt mit Siegeslorbeeren bekränzt, kehre ich, ohne einem einzigen Gefecht beigewohnt zu haben, sozusagen als Krüppel zurück Meine vermeinte Braut, jene falsche Italienerin, für die ich tausendmal das Leben gegeben hätte, hat mich, indem sie Honig auf den Lippen und Gift im Herzen trug, schrecklich getäuscht! Mein innig geliebter Bruder, von der listigen Betrügerin eben so betrogen, wie ich, irrt in der weiten Welt umher, und es scheint wenig Hoffnung mehr vorhanden, daß ich ihn je wieder sehe. Und mein guter Vater, der bereits alt und kränklich war, als ich ihn verließ — was wird er sagen, wenn er diese unglückliche Geschichte ver-

nimmt, mich so ruhmlos und verkrüppelt zurückkehren sieht, und ich ihm von meinem bedauernswerthen Bruder keine sichere Kunde bringen kann."

Unter diesen und ähnlichen Gedanken langte Burkhard bei dem Thore seiner väterlichen Burg an. Allein er wurde nicht eingelassen. Er vernahm, sein alter Vater sey gestorben und liege in der Klosterkirche der Karthäuser begraben; nach dessen Tod aber habe ein benachbarter Ritter sich der beiden Burgen Finsterwalde und Föhrenbach mit bewaffneter Hand bemächtigt.

Burkhard war über den Tod seines geliebten Vaters so tief gerührt, daß ihm der Verlust beider Burgen für jetzt wenig zu Herzen ging. Er wandte sich ohne ein Wort zu sagen, mit seinem Rosse um, und ritt der Karthause zu, um dort am Grabe seines geliebten Vaters und seiner seligen Mutter seinen Schmerz auszuweinen.

Mit Andacht und tiefer Rührung trat Ritter Burkhard in die Kirche, und an die zwei Gräber. Beide waren nebeneinander. Auch seinem Vater hatte man, wie seiner Mutter, in der Mauer einen Grabstein errichtet. Das Bildniß des geliebten Vaters war, auf ähnliche Art, wie das der Mutter, in Stein ausgehauen. Burkhard erkannte sogleich die geliebten Züge des väterlichen Angesichts. Der selige Ritter war in voller Rüstung abgebildet, das Schwert an der Seite und Helm und

Wappenschild neben ihm auf der Erde, mit erhobenen Händen vor dem Gekreuzigten kniend. Burkhard brach in Thränen aus. Er dachte, wie sein Bruder Albert und er, als zwei kleine Knaben, vor vielen Jahren hier gestanden, wie viel sich indeß verändert; wie die Besitzungen und aller Reichthum seiner Aeltern in andere Hände überliefert, und wie viele fröhliche Hoffnungen zernichtet worden. „O ja wohl hatte mein guter Vater Recht," sprach er: „Die Herrlichkeit dieser Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit." Es brachte dem herzlich betrübten Sohne großen Trost, daß seine Aeltern, die in dieser Welt auch ihren Theil Leiden gehabt, so viel Gutes gethan hatten. „Selig," sprach er, „sind die Todten, die in dem Herrn sterben; sie ruhen nun von ihren Mühseligkeiten, und ihre Werke folgen ihnen nach."

21.

Der achtundneunzigjährige Prior.

Nachdem Burkhard lange in der Kirche gebetet hatte, ging er zur Klosterpforte, und erkundigte sich nach dem alten Prior. Er lebte noch, und Burkhard ließ sich bei ihm melden. Der ehrwürdige Greis kam ihm — in einem Alter von beinahe hundert Jahren! — freudig entgegen. Sein Leib war von der Last der Jahre niedergedrückt und gebeugt; sein Geist aber hatte nicht abgenommen und war noch in voller Kraft. Der liebevolle alte Mann bot dem jungen Ritter freundlich die Hand und sagte: „Gott grüß Euch, lieber Burkhard, und seyd mir als der Enkel unsers Klosterstifters Hugo, als der Sohn meines Freundes Otto, und als ein edler, frommer Ritter dreimal willkommen! Kommt in meine Zelle, setzt Euch zu mir, und erzählt mir, wie es Euch und Eurem Bruder ergangen, seit Ihr als hoffnungsvolle junge Ritter mit Eurem seligen Vater das letzte Mal hier in dieser Zelle gewesen!"

Burkhard konnte seine Thränen nicht zurückhalten. „Ach, weinet nicht, lieber Burkhard," sprach der menschenfreundliche Prior, als er die Thränen in Burkhards Augen erblickte. „Euer Vater starb selig in Gott, und ein seliger Tod ist das Beste, was wir sterbliche Menschen uns wünschen können!"

Burkhard trocknete seine Thränen, setzte sich neben den Prior und erzählte seine Geschichte. Der Prior sagte am Ende der Geschichte: „Ihr habt es frühe erfahren, lieber Sohn, wie eitel und vergänglich Alles in dieser Welt sey; möchtet Ihr auch aus Erfahrung lernen, wie gar nichts bestehe, als Gott lieben und seinen Willen thun! — Bleibt einige Tage, oder so lange Ihr wollt, bei uns. Unterhaltungen, die Euren Kummer zerstreuen könnten, kann ich Euch zwar nicht anbieten. Allein wenn Ihr unsern Andachtsübungen beiwohnet, und wenn wir uns öfter sprechen, so hoffe ich, Ihr werdet einen Trost finden, der fester und mehr auf die Dauer ist, als aller Trost dieser Welt."

Burkhard nahm dieses Anerbieten sehr gerne an. Aus einigen Tagen wurden einige Wochen. Er fand an der abgeschiedenen Lebensart der Karthäuser mit jedem Tage mehr Wohlgefallen. „Es war ein kluger Gedanke von diesen frommen Männern," sagte er, „eine Mauer umher zu ziehen, um von der eiteln, trügerischen Welt gar nichts mehr zu sehen." Er bat den Prior, ihn in das Kloster aufzunehmen.

Der Prior sprach: „Es ist sehr begreiflich, daß einem Manne, der in der Welt so bittere Erfahrungen gemacht hat, die Welt zuwider werde. Allein diese Empfindung kann leicht zu weit führen. Wir müssen nur Thorheit und Laster hassen, aber

nie die Menschen. Es gibt auch in der Welt viel gute Menschen, und wir müssen alle Menschen lieben nicht nur die Guten, sondern auch die Bösen. Gott läßt ja seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und gab seinen Sohn dahin, die Welt selig zu machen. — Euer gegenwärtige Widerwillen gegen die Welt, der ihr noch nützlich werden könnet, gibt Euch noch keinen hinreichenden Beruf in das Kloster zu gehen. Wenn aber Euer Entschluß, Karthäuser zu werden, über ein Jahr noch fest steht, so wird es mich freuen, Euch meinen Ordensbruder zu nennen. Denn auch als Ordensmann könnet Ihr Euren Mitmenschen zum Segen gereichen."

Nachdem das Probejahr verflossen war, sprach Burkhard: „Vor einem Jahre wollte ich Karthäuser werden, weil ich die Welt haßte, in der ich überall Gewalt, List, Falschheit, Betrug, Unrecht, Laster, Thorheit, Jammer und Elend gefunden habe; jetzt aber wünsche ich Einer aus Euch zu werden, weil ich Gott liebe und einsehe, daß der Mensch nichts Besseres thun könne, als jenen Frieden zu suchen, den diese Welt nicht geben kann und der allein in Gott zu finden ist."

Burkhard ward also Karthäuser. Da in der Folge das Kloster wegen der unruhigen, kriegerischen Zeiten vielen Gefahren ausgesetzt war, und da Burkhard sich früherhin eine so vorzügliche Gewandtheit in Weltgeschäften erworben hatte, daß

er mit Rittern sehr gut umzugehen wußte, die alle ihn als einen ehemaligen Ritter und Krieger sehr hoch achteten; so ernannte der Prior ihn zum Schaffner des Klosters. So pflegen die Karthäuser Denjenigen aus ihren Mitbrüdern zu nennen, der vermöge seines Amtes die weltlichen Geschäfte sowohl innerhalb, als außerhalb des Klosters zu besorgen hat. Burkhard versah dieses Amt so gut und wohl, daß er dem Kloster durch Rath und That wirklich sehr bedeutende Dienste leistete. Bei allen Weltgeschäften ward er aber in seiner Andacht nicht kalt und zerstreut, sondern blieb immer ein frommer, eifriger Ordensmann. Der Prior sagte oft von ihm: „Ihm ist es gegeben, die Innigkeit der Maria, die zu den Füßen Jesu saß, und die Geschäftigkeit der Martha, die für die zeitlichen Geschäfte sorgte mit einander zu vereinigen."

22.

Ritter Albert außer Gefahr.

Nachdem wir nun Burkhards Geschichte vernommen haben, müssen wir wieder zu jener Köhlerhütte zurückkehren, in der wir den verwundeten Albert verließen.

Der Köhler war ein Unterthan der Karthäuser, und lieferte seine Kohlen für gute Bezahlung in die Eisenschmelzen, die dem Kloster gehörten. Die Köhlerin war daher in jener Nacht, da Albert unter ihr Dach gebracht worden, der Karthause zugelaufen, hatte an der Klosterpforte geläutet, und einen Geistlichen verlangt, der einem tödtlich verwundeten Ritter beistehen solle. Der Prior gab dem Pater Schaffner den Auftrag dahin zu eilen. Zugleich befahl er, die Köhlerin solle warten, bis man Alles, was sich im Kloster vorfände und dem verwundeten Ritter dienlich seyn könnte, zusammen gesucht habe.

Burkhard ging da es eben Vollmond war, eilenden Schrittes der wohlbekannten Köhlerhütte zu. Allein wie ward ihm zu Muthe, als er in das niedrige Stübchen trat, und in dem verwundeten Ritter seinen lange vermißten Bruder Albert erkannte! Er ward vor Freudenschrecken, Jammer und Mitleid leichenblaß, und blieb in seinem langen weißen Karthäusergewand und die Stirne zur Hälfte mit der weißen Kapuze bedeckt, einige Zeit unbeweglich und sprachlos stehen — und es war dem guten Albert, der seinen Bruder Burkhard für todt und sich für dessen Mörder hielt, zu verzeihen, daß er Burkhards abgeschiedenen Geist zu erblicken glaubte. Da aber Burkhard den Schrecken und das Entsetzen seines verwundeten Bruders sah,

und da seine freundlichen Worte ihn nur noch mehr zu ängstigen schienen, so wußte er für diesen Augenblick nichts Besseres zu thun, als sich eilig zu entfernen.

Burkhard ging vor der Köhlerhütte betend und überlegend, im Mondscheine auf und ab. Jetzt hörte er den Köhler mit dem Wundarzte kommen. Er kannte den Wundarzt, den einzigen in der Gegend, als einen verständigen und rechtschaffenen Mann. Er eilte ihm entgegen, sagte ihm, wer der verwundete Ritter sey und von welcher furchtbaren Einbildung er geplagt werde — und bat ihn, auf das Beste für den unglücklichen Albert zu sorgen.

„Wohl, wohl!" sagte der Wundarzt; „das werde ich thun. Ihr aber, ehrwürdiger Vater, kehrt zurück in Euer Kloster. Bei Untersuchung der Wunde und dem Verbande habe ich Euch nicht nöth'g, und der Pazient, da er an so fürchterlichen Einbildungen leidet, darf Euch vor der Hand nicht mehr sehen. Ueberlaßt ihn also lediglich mir; zumal ich aus dem Bericht des Köhlers abnehme, die Wunde sey eben nicht sehr gefährlich. Da übrigens der gestrenge Herr Ritter in der Köhlerhütte nur ein sehr armseliges Lager gefunden haben dürfte, so macht in Eurem Kloster Anstalten, daß er dort besser verpflegt werde. Ich will es ihm beibringen, daß Ihr, sein Bruder, noch am Leben seyd, und wenn er Euch dann sehen will, so werde ich Euch sogleich weitere Botschaft schicken. Aber jetzt laßt mich! Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Burkhard ging, mit gefalteten Händen immer betend, in das Kloster zurück. Der Wundarzt aber eilte in die Hütte. Er fand den Ritter wegen des Blutverlustes zwar sehr schwach; die Wunde aber nicht tödtlich. An dem Verbande, den der ehrliche Heinz gemacht hatte, wußte er indeß Vieles zu tadeln. Er verband nun den Ritter der Kunst gemäß, und blieb die Nacht bei ihm. Gegen Morgen schlummerte der Kranke ein und schlief bis gegen Mittag. Als er aufwachte, fand der Arzt kein Bedenken, ihm beizubringen, Bruder Burkhard lebe noch, sey gegenwärtig wohlerwürdiger Pater Schaffner in dem nahen Karthäuserkloster, habe den gestrengen Herrn Ritter schon in der vergangenen Nacht besuchen wollen, sich aber — da der Ritter ihn für einen Geist angesehen — sogleich wieder entfernt, und brenne nun vor Verlangen seinen geliebten Bruder Albert zu sprechen.

Ritter Albert wußte nicht, daß er dem ihm wohlbekannten Kloster so nahe sey. Von unzähligen Feinden verfolgt, war er nur immer darauf bedacht gewesen, ihnen auf abgelegenen Wegen zwischen Wald und Felsen zu entgehen. Die Nachricht des Wundarztes war ihm daher so überraschend als erfreulich. Keine Arznei, auch nicht die allerköstlichste, die irgend ein Arzt in der Welt ihm würde verordnet haben, hätte eine herzstärkendere und wohlthätigere Wirkung hervorbringen kön-

nen. Albert fühlte ein ganz neues Leben in sich. Es war ihm, als fließe ihm neues frischeres Blut durch die Adern. Er richtete sich in dem Bette auf. Seine Augen glänzten vor Freude, und Alles umher erschien ihm in einem freundlicheren Lichte.

„O Gottlob!" rief er, und reichliche Thränen flossen über seine Wangen. „Er lebt! Ich bin kein Mörder! O Bruder, Bruder, geliebtester Bruder Burkhard, ach, daß diese leidige Wunde mich nicht hinderte, augenblicklich zu dir zu eilen, und dir die zugefügte Beleidigung auf den Knien abzubitten!"

Der Arzt war in seinem größten Vergnügen. Er rieb sich die Hände und rief: „Köhler, Köhlerin, Heinz, eilt, rennt, lauft und holt seinen Herrn Bruder, den hochwürdigen Pater Schaffner Burkhard."

Der Köhler machte sich eilends reisefertig, und sagte, indem er seinen Sonntagsrock anzog: „Ich allein bin Manns genug, das aufgetragene Geschäft zu besorgen. Um alle Welt lasse ich mir die Freude nicht nehmen, dem ehrwürdigen Pater Schaffner diese Freudenbotschaft zu bringen. Er hat mir schon so viel Gutes gethan, daß ich es ihm in meinem Leben nicht vergelten kann; wie freue ich mich, ihm wenigstens etwas Gutes sagen zu können."

23.

Freudiges Wiedersehen der zwei Brüder.

Burkhard kam und trat in die Stube; Albert streckte ihm beide Arme entgegen, und Burkhard eilte mit offenen Armen auf ihn zu. Beide umarmten sich weinend, herzlich und innig. Es war ein herzerschütternder Anblick. Alle, die zugegen waren, Arzt, Köhler und Köhlerin weinten vor Rührung und theilnehmender Freude — sogar Heinz, der seit seiner früheren Jugend keine Thräne mehr vergossen hatte, konnte die Zähren nicht mehr zurückhalten.

Indeß war eine Sänfte mit zwei Maulthieren vor der Köhlerhütte angekommen, um den noch sehr leidenden Ritter Albert sanft über die steilen, steinigen Bergsteigen zu bringen, die zum Kloster führten. Albert wurde in die Sänfte gehoben, und der Wundarzt setzte sich ohne weiters zu ihm, indem er erklärte, als Arzt sey er hier am nöthigsten, und der hochwürdige Pater Schaffner müsse es sich für diesmal gefallen lassen, zu Fuße nachzufolgen.

In dem Kloster war bereits in dem besten Gastzimmer ein Bett für den verwundeten Ritter bereitet, in das er mit Hülfe des Arztes gebracht wurde. Burkhard setzte sich, als sich alle Andere entfernt hatten, an das Bett, und die beiden Brü-

der hatten sich so Vieles zu sagen und zu erzählen, daß sie noch lange nicht fertig waren, als die mitternächtliche Glocke Burkhard in den Chor rief.

Nach einigen Tagen war Albert so weit hergestellt, daß der Wundarzt erklärte, diesen Morgen müsse der Herr Rekonvaleszent einen Spaziergang in den Garten machen.

„Lieber einen Gang in die Kirche!" sagte Albert. „Ja, mein theurer Bruder Burkhard," fuhr er fort, „danke Gott am Altare, daß wir gegen alle Erwartung einander wieder gefunden haben. Ich werde von Herzen in deinen Dank mit einstimmen."

Sie gingen zur Kirche. Burkhard trat in festlichem Priestergewande an den Altar, dem Allerhöchsten ein Dankopfer darzubringen. Für Ritter Albert hatte man in die Mitte des Chors einen Betstuhl hingestellt, und dem werthen Gaste zu Ehren mit rothem Tuche bedeckt. Der acht und neunzigjährige Prior und alle ehrwürdige Väter des Klosters waren in den Chorstühlen zugegen. Mit welchen Empfindungen aber Albert auf dem Betstuhle kniete, auf dem einst sein Bruder und er als Knaben neben ihrem seligen Vater gekniet hatten, und mit welcher Rührung er seinen Bruder, den er so lange für todt gehalten, nun an dem Altare erblickte, läßt sich mehr fühlen, als sagen. Sein ganzes Herz war voll Dank und Anbetung.

Aus der Kirche gingen beide Brüder in die Zelle des Priors, um ihm für Alberts gütige Bewirthung zu danken. Albert aber sprach: „Ehrwürdiger Pater Prior! Da ich und mein Bruder als kleine Knaben das erste Mal hier gewesen sind, habt Ihr gesagt: kein Mensch wisse, was ihm bevorstehe, und es sey gut, daß ein Weltmann, wenn er der Welt satt geworden, in einem Kloster eine sichere Zufluchtsstätte finden könne, um da nur Gott und sich selbst zu leben. Dieses habt Ihr im Geiste der Weissagung gesprochen. Mein Bruder hat diese Zufluchtsstätte gefunden; verstoßt mich, da ich bisher nur als Gast hier war, nicht aus dieser Gottgeweihten Stätte."

Der ehrwürdige Prior lächelte sanft und sagte: „Es sey so — wenn auch Ihr zuvor Euch einem Probejahre unterziehen wollet. Ich denke indeß, Ihr werdet es gut bestehen. Es ist mir nunmehr klar, daß Euer Großvater und Eure Großmutter, indem sie dieses Kloster stifteten, ihren Enkeln, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Zuflucht gegen die Unbilden der Welt bereitet haben."

Noch zwei bemerkenswerthe Begebenheiten.

Der ehrliche Heinz hatte, während sein Herr krank darnieder lag, das Krankenzimmer nicht verlassen; nur ging er täglich in die heilige Messe, und betete mit großer Andacht für seinen Herrn.

Als er hörte, sein Herr wolle Karthäuser werden, ward er sehr bestürzt. Indeß besann er sich und sagte: „Nun wohl, er thut recht! Ich sehe ihn lieber unter diesen frommen, redlichen Männern, als dort in jenem falschen, wälschen Schlosse. Aber was soll ich anfangen. Ich bin ein alter Kerl, tauge nicht mehr zum Krieg, und kein Ritter wird mich mehr in seine Dienste nehmen.“

Er ging in den Klostergarten, um nach dem langen Zimmersitzen frische Luft zu schöpfen, und seinen trüben Sinn ein wenig zu erheitern. Der Herbst hatte die Blätter der Bäume bereits gelb gefärbt; die Sonne schien aber mild und freundlich. Der Gärtner, der eben ein Gartenbeet umgrub, warf die Schaufel weg, sprang auf ihn zu, und grüßte ihn auf das freundlichste als seinen ehemaligen Kameraden und tapfern Kriegsgenossen. Heinz sah ihn lange starr an, und rief endlich: „Je braver Kurt, wie kommst du denn hieher, und wie kommst du zu diesem grünen Anzuge und der grünen Gärtnerschürze?“

„Gott sey dafür Lob und Dank!“ sagte Kurt. „Auf die Fürbitte meines Ritters wurde ich dem alten Gärtner als Gehülfe beigegeben. Nach dessen Tod wurde ich, da ich dieses Handwerk gut begriff, als Klostergärtner angestellt.“

Heinz freute sich, sagte aber mit einem Seufzer: „Ach, wenn nur auch für mich in diesem Kloster ein solches Plätzchen zu finden wäre!“

Sie sprachen noch mit einander — da kamen Albert und Burkhard in den Garten, näherten sich ihnen, und Burkhard sagte: „Guter Heinz, wenn es Euch recht ist, so seyd Ihr hiemit, auf die Fürbitte meines Bruders Albert, Klosterpförtner; es fügte sich recht gut, daß der alte Pförtner schon seit einiger Zeit gewünscht hat, seinen Dienst niederzulegen, und sich in die Ruhe zu begeben.“

Heinz und Kurt waren voll Freude. Die ehrlichen Krieger lobten um die Wette ihre zwei Herren, die ihnen so gute Dienstchen verschafft hatten, und dankten Beide einmüthig Gott für seine väterliche Vorsorge.

Nachdem in Deutschland der Friede wieder hergestellt war, und man sich damit beschäftigte, die alte gute Ordnung wieder einzuführen, wurden die zwei Burgen Finsterwalde und Föhrenbach jenem Ritter, der sich mit Gewalt und wider Recht ihrer bemächtigt hatte, wieder abgenommen; zur Strafe wurde er seiner eigenen Burg für verlustig

erklärt, aus der Zahl der Ritter ausgeschlossen, und verurtheilt, als gemeiner Reitersknecht zu dienen. Da die beiden Burgen Alberts und Burkhards herzogliche Lehen waren, und die zwei Brüder als Ordensgeistliche keine Ansprüche mehr darauf machten, so fielen diese Lehen an den Herzog von Schwaben zurück. Einige Maierhöfe aber, die keine Lehen, sondern Eigenthum der zwei Brüder waren, blieben ihnen. Beide Brüder machten damit dem Kloster, an das diese Güter angränzten, ein Geschenk, jedoch unter der Bedingung, daß von den Erträgnissen außer dem, was das Kloster zu seinem eigenen nothwendigen Unterhalte bedürfe, fleißige Arbeiter in ihren Geschäften unterstützt, und zur Arbeit untüchtige Leute davon ernährt werden möchten.

Albert, der sein Probejahr rühmlich zurückgelegt hatte, ward in das Kloster aufgenommen, und lebte mit seinem Bruder, so wie mit den übrigen Ordensbrüdern, in seliger Eintracht; beide Brüder fanden endlich neben ihren Aeltern und Großältern Ein Grab — und wie sie und alle ihre Mitbrüder und Freunde hofften — im Himmel bei Gott auch Eine Seligkeit.

Inhalt.

Quintin Messis.

Ein Gedicht in zwölf Gesängen

von

A. Werfer.

In Oktavformat, mit farbigem Umschlag. Preis 15 kr. oder 5 sgr.

Dem allverehrten Verfasser der Ostereier Domherrn Christoph von Schmid gewidmet.

Nachklänge

aus den Erzählungen

des

Verfassers der Ostereier Christoph von Schmid.

(Gedichte.)

Eine Festgabe zu dessen 80sten Geburtstag.

Mit Christoph von Schmid's Porträt.

Oktavformat in farbigem Umschlag broschirt.
Preis 30 kr. od. 10 sgr.

Die

Sommerabende auf Sinai

oder:

Der Vater als Lehrer im Kreise seiner Kinder.

Eine

Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen.

Der lieben Jugend als Schulpreis und Festgabe

gewidmet von

Pfarrer **A. Dörle.**

Oktavformat, mit einem schön. Titelkupf. Pr. 36 kr. od. 12 sgr.
